P.O. Germ.
28 at
Ald

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Humoristische Studien

von

Karl Alt.

Berlin 1844.

Verlag der Plahn'schen Buchhandlung.

(Louis Nitze.)

107. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Man unterwirft sich den sogenannten Gebräuchen selten ohne Mißlichkeiten, aber eben so wenig entzieht man sich ihnen ungestraft. So sei denn den nachfolgenden Blättern das gegenwärtige Vorwort gebührend vorgesprochen.

Hätten unsre landesüblichen Büchereingänge auch weiter keinen Vortheil, als daß sie die ersten Seiten des eigentlichen Werkes vor dem Ueberschlagungstode sicherten, indem die Leser jene und nicht diese als ungenießbare

Haut und Schale von dem Kern des Ganzen abziehen, so wäre ihre Erfindung schon ein Monument werth.

Aber Vorreden können auch gelesen werden, und ein unbefangener Autor muß sich sogar stellen, als glaubte er, sie würden immer gelesen. Darum will ich denn auch glauben, es sei hier der rechte Platz, für meine nachfolgenden Versuche um die Nachsicht zu bitten, die jedes erste Werk, das zu dem größern Publikum in Buchform tritt, so sehr bedarf.

Es ist leicht, mit einem von der Eigenliebe geschaffenen Leserkreise geistig zu verkehren; es ist schwer in der Wirklichkeit die befreundeten und geistverwandten Personen zu finden oder zu erwerben, die uns beim Entstehen des an sie addressirten Buches vorschwebten.

Aber grade aus der Wirkung, die der Autor auf einen größern Kreis macht, aus seiner Wirkung auf die Allgemeinheit, die aus eben so viel fremdartigen als verwandten Elementen besteht, muß er erfahren, wonach er die Privatkritik umsonst befrägt.

Die Frage an das große Etwas — von uns Deutschen immer noch so uneigentlich Publikum genannt — ist ausgesprochen, und wie die Antwort auch ausfallen möge — sie wird mich immer wissensreicher machen.

Vergebens würde ich mich mühen, einen Gesichtspunkt zu bezeichnen, von dem aus ich die nachfolgenden Blätter beurtheilt zu sehen wünschte. Dieser würde eine bestimmte Richtung voraussetzen, die ich nicht habe. Der wahre Humor will nichts, als sich selber, und was er ist, das darf und kann er eben so wenig selbst sagen, als die Liebe und die Freiheit.

Gesteht man mir zu, nach diesem Ziele nicht ganz irre gegangen zu sein, so wird mir diese Erfahrung frohen Muth und frische Kraft geben, es weiter zu verfolgen.

Berlin, im Juli 1844.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Industrieproben 1
Gränzen und Uebergänge 25
Neujahrsgedanken eines Zahnarztes 53
Der Neid (Studie aus dem Seelenleben) 73
Ueber den Nutzen des Champagners 103
Offner Brief an die gegenwärtig schlechteste dramatische Sängerin 126
Irrthümer der Menschheit 152
Der Ring. Ein Schattenspiel an der Wand 175
Der kleine Krieg des Lebens 204
Naturgeschichte der Spiegel 231
Deutsche Schulbilder 259
Leben und Tod 297

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Industrieproben.

Es ist eine wahre Bemerkung, daß oft neun und neunzig Menschen nicht wissen, womit der Hundertste seinen Lebensunterhalt gewinnt. — Gewinnt — das ist das rechte Wort, denn wie viele gewinnen, wie wenige erwerben.

Die meisten Menschen behaupten, sie müßten leben, und wie wahr oder nicht wahr dies vom absoluten Standpunkte immer sei, in der praktischen Vernunft tritt dieser Satz mit einer Allgewalt auf, gegen den alle übrigen Erfahrungs-, Glaubens- und Moralsätze verschwinden. Es ist der wahre kategorische Imperativ, dem nicht widersprochen werden darf. Um leben zu können sind aber hauptsächlich drei Dinge erforderlich: Luft, Wasser und Geld. Die ersten beiden hat man in den meisten

Fällen umsonst, das letzte aber muß sich Jeder anzueignen suchen, dem es nicht angeboren ist. — Der Mensch ohne Geld ist eine Verneinung aller Wirklichkeit, eine Position der Negation, ein personifizirter Mangel aller gesellschaftlichen Existenz, er ist schlechthin unvernünftig. Das Geld ist das Zeichen der Freiheit; darum haben auch Sklaven und Thiere zwar Eigenthum, aber kein Geld; umgekehrt — wo Geld ist, da ist die Freiheit, und wo eins von beiden Elementen bedroht wird, tritt das andre auf, um das erste zu vertheidigen. Die gütige Natur gab nur die ordinärsten Bedürfnisse zum Leben und Sterben dem Menschen unentgeldlich; das wichtigere, höhere Geld muß sich jeder so gut verschaffen, wie er kann. Verlassen wir nun einmal die gewöhnlichen Post- und Eisenbahnwege, auf denen die gewöhnliche Menge nach Reichthum, Wohlhabenheit, oder auch nur nach dem täglichen Brot geht, und suchen wir jene Unbemerkten auf, die so schwer in die üblichen Rubriken der Polizeiregister und Adreßkalender passen; wir werden zu-

weilen eine Originalität des Erwerbes finden, die unser höchstes Staunen hervorrufen muß.

Dort, wo die Berezina ihre gelben Wellen durch melancholische Ufer rollt, sei die erste Scene. Mit dem ersten Grauen des Morgens ziehen Männer, Weiber und Kinder, mit Säcken, Hacken und Schaufeln gerüstet, aus meilenweit entlegenen Dörfern den Schlachtfeldern zu, wo die Bravsten der Braven liegen, die im tiefen Norden erstarrt zu Schnee und Eis. Sobald sie auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit angekommen sind, beginnen sie mit den ländlichen Waffen des Friedens den Krieg gegen die Verwesung, schlagen kleine Schachte in die Erde, und durchfurchen gleich Myrmidonen den Schooß unsrer alten Mutter. Nur wenige Fuß tief dürfen sie nach ihrem Erze graben und reich belohnt sie die Arbeit. — Dort findet der Vater den Schädel eines französischen Grenadiers, hier die Mutter den Hüftknochen eines Chevauxlegers, und daneben die Tochter das Schlüsselbein eines Bombardiers. So trotzt selbst die Asche der französischen Tapferkeit

den Fesseln eines feindlichen Grabes. Ganze Berge — was man so in Rußland Berge nennen kann — von Knochen werden aufgehäuft, in die mitgebrachten Säcke gestopft, auf Karren und Schultern geladen und nach Hause geschleppt. Wie sicher auch den Helden von Marengo und Austerlitz die Unsterblichkeit ist, so zweifelhaft könnte man doch hier an ihrer Auferstehung werden.

Diese Knochen werden so lange aufgespeichert, bis der herumreisende Commissionär anlangt, der das Mark der französischen Tapferkeit mit 2 Kopeken Kupfer das Pfund bezahlt. Auf stillen, friedlichen Kanälen machen nun die Arme und Beine, welche die halbe Welt besiegten, ihren zweiten Ausflug in die modernen Schlachtfelder des Friedens. Ein Ostseehafen ist der Sammelplatz, die Losung Frankreich. Rußland liefert die Todten großmüthig aus, — französische Knochen sind frei.

So steuern die todten Reste der Freiheit und des Ruhmes nach Havre und Bourdeaux. Sie sind in Frankreich angekommen, doch was werden

sie dort beginnen? Todtengebeine von Helden, die für den Ruhm fielen — das sind Kohlen der Freiheit. Ein wenig patriotischer Wind, und die Flamme schlägt empor. Nein, ihr guten Knochen, werdet nützliche Bürger! Ihr dientet schon dem Handel, jetzt müßt ihr gewerbthätig werden! Und die Knochen der alten Helden gehorchen aus Langeweile und Verzweiflung und — schaudert nicht, ihr Geister des Jahrhunderts — wandern in die Zuckerraffinerien, um noch einmal ins Feuer zu gehen und dann mit ihrer Asche den Zucker zu klären, den ihre Kinder und Enkel im Morgenthee genießen. Es soll doch nun Jemand leugnen, daß dieser Foßilienhandel origineller ist, als alle Sklaven- und Seelenverkäuferei.

Ein holländischer Schiffskapitain, der nach Alexandrien fuhr, sah daselbst mehrere Mumien, für ein englisches Museum bestimmt, auf ein Schiff laden, und erfuhr, daß man für jede 100 Pfund gezahlt habe. Er konnte nicht begreifen, wie man in Europa das ägyptische Alterthum so enorm bezahlen könne, und dachte sogleich: das sollt ihr billiger

haben. Er hatte noch einen Theil seiner Ladung in Malta einzunehmen, und sein Plan war gemacht. Man weiß, daß man in Malta jederzeit das vollständigste Exemplar von Menschen hat, wenigstens wird sie jeder Büffon für nichts Andres halten können. Unser Schiffer begab sich also, bald nach seiner Ankunft in Lavallette, zu einem Unterarzt des großen Seelazareths, und nach wenigen Unterhandlungen hatte er ein Paar herrliche Exemplare Spanier, einen Ragusaner, und einen entlaufenen türkischen Matrosen für ein Billiges erhandelt. Von diesen vier Personen war zwar erst der Ragusaner gestern gestorben, indessen die beiden Spanier hatten in einer Schlägerei solche gefährliche Verletzungen erhalten, daß man an ihrem Aufkommen zweifeln konnte, wenn ein geschickter Unterarzt bereits für ihre Leichname etliche Guineen genommen hatte. Der Türke war schon so gut als todt. Ein mitleidiger alter Landsmann hatte dem Fieberkranken eine Portion Opium zugesteckt, durch welche die Opposition einer deutschen Ständever-

sammlung hätte eingeschläfert werden können, und das ist denn doch für einen kranken Türken etwas zu viel. Bald hatten diese vier Europäer den letzten Anker aus dem Grunde des Daseins herausgezogen, die Seele wurde flott, steuerte den Cours nach Osten haltend ins Unendliche und sie waren, so zu sagen, ganz und wirklich todt.

Ich hätte alle Autoritäten der Gegenwart, die vergeblich in die Räder der Geschichte greifen, um ihren Siegeswagen, auch nur um vier Jahrhunderte zurückzuschieben, in die Cajüte unsers Holländers gewünscht, damit sie gelernt hätten, wie man ohne die Gefahr, von den wirbelnden Speichen zerrissen zu werden, die Menschen um Jahrtausende älter machen kann.

Die vier Leichname wurden entkleidet, aufs Aeußerste gerieben und gewaschen, und dann zu gewaltsamer Leibesöffnung geschritten. Man schnitt ihnen nämlich den Bauch auf, zog den ganzen innern alten Adam heraus und wusch die Höhle mit Salzwasser, so daß sie jetzt nicht mehr hätten sündigen

können, wenn sie auch lebendig geworden wären, was freilich nicht mehr möglich. Der obere Theil des Nackens wurde sanft durchsägt und das große und kleine Gehirn — die Mistbeete aller schönen Gedankenpflanzen — gewaltsam herausgepumpt, und mit den respektiven Eingeweiden ins Meer geworfen. So waren denn diese vier Leiber und Köpfe wirklich und gänzlich leer. — Ein jammervoller Gedanke. — Der Kapitain theilte jedoch den horror vacui der Natur nicht im Mindesten, zerschnitt mehrere alte feine Hemden zu Streifen, kaufte mehrere Pfunde Gummi arabicum, peruvianischen Balsam und einige andere Specereien, und etliche braune und gelbe Farben. In der Stille geheimnißvoller Nacht wurden nun unter den helfenden Händen des erwähnten Arztes und des Steuermannes vier Mumien fertig, die sich nicht hätten schämen dürfen, Kammerherrnschlüssel von Cheops anzunehmen. In Hamburg angelangt, hatte unser conservativer Held, seine plastischen Formationen bald an verschiedene deutsche Museen verkauft, und die Kunst war so glücklich

der Natur vermählt, daß er für jede dieser vier Tragödien — denn es war ja bei jeder Dichtung einer gestorben — einen Preis von mehreren hundert norddeutschen Thalern erhielt. Nun studiren die modernen Orientalen an mehreren deutschen Universitäten an dem antiken Orientalismus von Malta.

Aber wie sehr sich auch ihr Scharfsinn müht, den Isisschleier von den Hieroglyphen auf dem Schenkel des einen Spaniers zu lüften, er ist von der Hand unsers modernen Beukelzoons zu dicht gezogen, das dreitausendjährige Harz aus der zweiten Bude der Hafenstraße von Lavallette klebt gar zu fest.

Unter die seltensten Arten, sich das tägliche Brot zu erwerben, gehört wohl folgende. Ein junger Schriftsetzer konnte Kränklichkeits halber mit seiner Kunst sich nicht mehr vor Mangel schützen. Nach mancherlei fruchtlosen Versuchen wurde er Souffleur an einem Liebhabertheater. Hier lernte ihn Herr Kraftschwengel, erster Held und Liebhaber der Stadtbühne, als einen sehr geschickten Souffleur

und äußerst gutmüthigen Mann kennen. Herr Kraftschwengel gehörte zu der Klasse von Schauspielern, die sich im Besitz einiger Lothe Talent fühlen, aber eben so viel Centner Arroganz haben. Er glaubte entschieden, ein Devrient zu sein; nur war das Publikum noch nicht hinlänglich davon überzeugt, und er meinte, das könne nur an der zu großen Innerlichkeit seiner Meisterschaft liegen. Er besaß Fleiß und Energie genug, um nach dem vollsten Lorbeerkranz der Mitwelt zu streben, und so stieg bei näherer Bekanntschaft mit jenem jungen Manne der Gedanke in ihm auf, nicht nur auf den Souffleur, sondern durch ihn spielen zu lernen. Darum kommt der arme Groom viermal in der Woche zu Kraftschwengel und hilft dessen dramatische Prachtpferde dressiren. — Jetzt überhört er, ohne zu souffliren, dann soufflirt er, ohne zu hören. Bald muß er durch seine Kritik das Parterre repräsentiren — und eine Schriftsetzerkritik ist wohl kein unpassender mittlerer Barometerstand für ein deutsches Parterre — bald wird er erstochen,

bald aus der Thür geworfen, bald bei der Brust gepackt. Die Zunge klebt dem armen Schlachtopfer vom vielstündigen Sprechen am Gaumen, dazu Kraftschwengels leinwandvernichtendes Gebrüll, seine Zornesblitzblicke, die mimischen Leidenschaftsfeuerwerke; alles dies quält das miserable Schlachtopfer des Kunststudiums aufs Jämmerlichste. Indessen was thut ein armer Deutscher nicht für tägliche 8 Sgr. und eine Mahlzeit? was thut ein Liebhabersouffleur nicht für die Aussicht, ein wirklicher zu werden?

Wir wissen aus dem Postillion von Long-Jumeau, daß Marquis de Corcy vom Könige von Frankreich im Lande umhergeschickt wird, um schöne Tenorstimmen zu suchen.

Aber wir können eben so gut wissen, daß es nicht nur zu Ludwigs XV. Zeiten an guten Tenoren, sondern auch in den unsrigen an schönen Sopranen und jungen Alten fehlt. Gewiß! Ferdinand Cortez hat mehr Mexicanerinnen ruinirt, und Robert der Teufel mehr Nonnen und Edeldamen

geholt, als jemals in Gretry's, Lully's und Piccini's Opern consumirt worden sind. Wo sind die Völkermassen, aus denen die weiblichen Tonregimenter, die unsre heutigen Componisten zum Siege über das Publikum bedürfen, recrutirt werden? Wo sind die deutschen Marquis de Corcy, die nicht nur schöne Tenore und Bässe, denn die finden sich von selbst, sondern 50 jungfräuliche Liebenswürdigkeiten mit Stimmen für die Kenner, leuchtenden Augen für das Parterre, und schöner Gestalt für die Logen zu suchen und zu finden verstehn? Glaubt man etwa, die Theater-Directionen würden mit Vestalinnen, unschuldigen Zerlinen, Agathen, Brautjungfern und weißen Damen überlaufen? O ganz gewiß nicht! — Herr Fridolin, Attachée eines großen dramatischen Geschäftsbüreaus hat es übernommen, gegen ein entsprechendes Honorar Publikum und Directionen vor Mangel zu schützen. Hören wir das summarische Verfahren seines Werbungs-Systems. Mit hinreichendem Silber und einigem Golde versehen, eine Guitarre am blauen Bande um den

Hals geschlungen, besucht er einfache Familienkreise und andere weniger genirte weibliche Cirkel. Gewandte Liebenswürdigkeit, Freigebigkeit und Großmuth machen ihn bald zu einem Freunde, dem Nichts abgeschlagen werden kann, und wenn durch sein gutmüthiges Zureden jede musikalische Zurückhaltung beseitigt worden ist, so singen Jettchen, Röschen, Agnes und Pauline ihre Naturliedchen, welche Fridolin mit discreten Guitarrentönen begleitet, indem er Ohr und Auge für die Entdeckung aller gegenwärtigen und noch schlummernden Talente schärft. Er weiß aus der ordinärsten Volksmelodie das künftige Portament zu erkennen; aus einem Staketenzaune spitzer Töne die Rundung späterer Coloraturen. Oft, oft kehrt er heim, ohne etwas Beträchtliches eingefangen zu haben; doch oft lohnt auch reiche Beute die Jagd. Ist er auf einen jungfräulichen Kehlschatz gestoßen, dann macht er seine Schilderungen durch mehrere Opernbillette praktisch, und verspricht der zagenden Agnes oder der waghalsigern Auguste, daß sie in ein Paar Jahren

an der Stelle der Primadonna stehen würde, nur gäbe es im Opernmilitär keine gebornen Feldmarschälle, wie in den frühern Heeren, sondern alle müßten als wirkliche Rekruten von den 7 Mädchen in Uniform auf dienen, und zuerst als Gemeine, nämlich Choristinnen, eintreten. Die Mädchen werden willig, Aeltern und Verwandte harren unentschlossen der Dinge, die da kommen sollen. Herr Fridolin schickt baldigst als ersten Gesangslehrer einen älteren Choristen, der ein wenig Klavier spielt, und nach 6 Monaten ist die hoffnungsvolle Debütantin so weit, daß sie der allgemeinen- und Musikdirektion vorgestellt werden kann. Sie verspricht Fleiß, Kunstliebe, unbegränzte Dankbarkeit, und beweist in mehrfacher Probe ihre gegenwärtige Brauchbarkeit und die Sicherheit ihrer künftigen Vollendung. Fridolin empfängt von der Direktion, wie von der neuen Künstlerin ein befriedigendes Honorar, und hat schon manche Sonnenjungfrau, manche Königin der Nacht aus dem dunkeln Schacht armer Familien ans Licht gegraben.

Kein Zeichen des Himmels, kein Schrecken der Erde vermag der menschlichen Gewinnsucht Schranken zu setzen. Bräche auch eine zweite Sündfluth herein, die Industrie und Speculation würden sie in Geld umzusetzen verstehen, wenn sie nicht zu überraschend käme. Schneider und Schuhmacher würden wasserdichte Arbeit liefern, Millionen von Schwimmgürtel würden in allen Läden ausgeboten werden, man würde Riesenschiffe auf Actien bauen, und die Buchhändler würden hunderte von Schriften verlegen „Ueber die beste Art und Weise aufs Trockne zu kommen." Daß das nicht allzuübertrieben ist, hat die Cholera gezeigt. Wir hatten Cholerazeitungen, Choleraflanell, Cholerabinden, Cholerakaffee, Cholerabonbons, Cholerathee, Choleratabak. Strauß schrieb seinen Cholerawalzer aus Hdur und ein hungriger Candidat der Theologie edirte Choleragebete für den Bürger und Landmann. Ein nicht unbedeutender deutscher Medizinalrath befruchtete mit seinem Geiste durch ein schönes Rezept die Destillationsküche eines Branntweinfabrikanten, und so

entstand ein Choleraliqueur, der dem unerschrockenen Nante eben so gut bekam, als den Cholerafürchtigen übrigen Ständen.

Die Hauptsache war, daß der Branntweinschank mit diesem Choleragift — nicht der Mensch, sondern die Cholera sollte im Keime vergiftet werden — eine sehr ansehnliche Summe gewann. Eine gleich glückliche Speculation machte eine Tabackshandluug mit präservirenden Choleracigarren. Das Blatt, woraus sie bestanden, war zwar von der allerniedrigsten Herkunft und hatte die schlechtesten Sitten; aber in der allgemeinen Angst hatte man nur Furcht, nicht Geruch und wenig Geschmack. Später, als sich der erste Schreck gelegt hatte, wurden diese Cigarren von der niedrigen Klasse auf der Straße geraucht, und mancher Hausknecht, obwohl sonst besserer Züge fähig, erhob sich durch die noblern Cigarren ein Paar Stufen höher auf der Wesenleiter der menschlichen Gesellschaft. Die deutschen Regierungen öffneten dem Straßenrauch das Erlaubnißventil, ohne daß auch nur ein Haus abgebrannt wäre.

In einer großen Stadt eines kleinern deutschen Staates, zieht das Haus einer abgelegenen Vorstadtgasse mit Recht unsre Aufmerksamkeit auf sich. Welche Stimmen, welches Geheul? Bald dumpf, bald wehklagend, bald gräßlich wüthend! Sind wir in Benares, wo junge Tieger sich im Brüllen und Heulen üben? Erklärt man in einem historischen Privat-Collegium die Folter praktisch an allerlei Thieren?

Nein! Wer erriethe die Wahrheit? — Hier ist ein blühendes, wenn auch wenig bekanntes Hundepädagogium, eine Seelenverkäuferei, ein Handel mit schwarzen Sklaven. Die Sache hängt so zusammen. Auf dem Wege des Kaufs, der Bettelei, des heimlichen Diebstahls und der natürlichen Vermehrung werden eine beträchtliche Anzahl Pudel zusammengebracht. Diese werden durch ein förmliches mehrjähriges Studium zu allen gymnastischen Künsten, moralischen Eigenschaften und intellectuellen Fortschritten erzogen, die im Gebiete der Naturgeschichte möglich sind. Die Direktoren der Anstalt sind

Eklektiker, und haben aus allen Erziehungs- und Unterrichtssystemen Einiges angenommen. Von der philanthropischen Manier — die Belohnungswurst, von Pestalozzi — das System der Ehrliebe, von Niemeyer und Schwarz — die geistige Belebung des Verstandes, und von dem frühern Natursystem — die Peitsche. Wie viele Revolutionen auch in der Erziehungsgeschichte vorgekommen sind, immer kommt die alte Legimität der letzten wieder zur Herrschaft, wenn es sich darum handelt, die Individuen zu ihrem Glücke zu bilden. Hier wird alles geleistet, was in der besten Schweizer Musteranstalt je gethan worden ist, da Einheit im Plan und in der Ausführung, unnachsichtliche Strenge und Pünktlichkeit, Fleiß und Ausdauer sich bei den Erziehenden vereinigt, alle Zöglinge sich aber durch Ergebung, Gehorsam, bewundernswürdige Naturanlagen, Treue und Demuth auszeichnen. Strenge halbjährige Prüfungen in vielfachen gymnastischen Uebungen, mehrern Sprachen, Verstandesübungen, der allgemeinen Mathematik, Geographie, Physik, Nau-

tik u. s. w. steigern den Fleiß und bereiten sie zu der schweren Abiturientenprüfung vor, bei der man sogar das schwerste aller Studien, nämlich Menschenkenntniß verlangt, und nur die Geschichte ausschließt, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß diese Wissenschaft die jungen Leute hauptsächlich zu politischen Ungehörigkeiten verleitet. Doch sind die Prüfungen der Schule glücklich überstanden, dann läßt man sie nicht gleich den armen wissenschaftlichen Zweifüßlern die harte Schule des Lebens in einer langjährigen Candidatur beginnen. — Nein, die Direktoren der Anstalt behalten sie bei sich, und gewähren ihnen nach, wie vor, liebende Pflege, Nahrung und Obdach, bis alle entweder im Vaterlande oder im Auslande ihr Fortkommen gefunden haben. Wer zweifelt noch, daß diese Art von Pädagogik den Unternehmern großen Gewinn abwirft? Die Lehrmittel sind nicht allzutheuer, und ein wissenschaftlich gebildeter Pudel hat zu allen Zeiten seine 5 bis 10 Louisd'or gegolten, da er für alle jüngern Offiziere eine unversiegliche Unterhaltungsquelle ist.

Handschriftverfälschung ist gewiß ein schweres Verbrechen, und doch ernährt es einen armen Schreiblehrer kümmerlich und redlich. Er steht nämlich im Dienste eines Mannes, der eine große Sammlung Autographen berühmter Männer besitzt. Allwöchentlich gehen von vielen Redactionen Bitten an ihn ein um gefällige Mittheilung irgend eines Autographon von diesem oder jenem großen Geist. Er will weder ungefällig sein, noch den Werth seiner Sammlung auf's Spiel setzen, und so muß der Schreibmeister die Geister Herders, Rousseau's, Kant's, Winkelmann's, Lessings und Jean Pauls mit ihren eignen Zügen heraufbeschwören. Ja, wenn sich vielleicht nach Jahren noch eine Sammlung Göthe'scher Briefe finden sollte? — Doch still — der Mann kann nur Hände beschwören, nicht Gedanken. Daß aber manche englische Guinee — — — Zwillings-Geschwister — Doubletten — — unverbürgt. — —

Es war ein höchst erfindungsreicher Hunger, der mehrere weggejagte Wiener Choristen bewog, sich zu

einem Schutz- und Trutzbündniß gegen die äußerste Noth zu vereinigen. Sie kauften auf dem Tandelmarkte mehrere steyrische Alpencostüme, eine alte Streichcither, studirten sich einige österreichische Jodler mehrstimmig ein, und durchzogen darauf Norddeutschland, das musiklose England und Rußland als ächte steyrische und Tyroler Alpensänger. Hilf, heilige Cäcilia! Wie schmählich haben diese Banden oft geheult! Jedoch große Musikkritiker sagten: Das ist die reine Alpennatur. Die Töne müssen ein Bild der Gletscher sein, unten dick und schwer, oben aber spitzig. Arme Bergbewohner, rief das gerührte Publikum, eure Sehnsuchtsklänge suchen vergeblich die heimathlichen Höhen! Umsonst schaut ihr mit dem Stutzen in der Hand nach dem Gemsbock, der über'n Stiegel springt. Wie weh muß es ihnen ums Herz sein! riefen gefühlvolle Gouvernanten, und schlugen geschwind ihre geographischen Leitfäden nach, um die deutschen Alpenketten noch einmal um das Gedächtniß ihrer Schülerinnen zu schlingen. Wehmüthig suchte manche schwärmerische Hofraths-

gattin auf der Karte nach dem muthmaßlichen Heimathsthale des hübschen Joseph Gemmhäuser, und verlor sich in träumerisches Nachsinnen bis sie in das Theater fuhr. — Ach, hörst du, Antoinette — rief sie zur Schwester — das Echo? Ach wie göttlich! als ob es vom Großglockner käme! — Einer der Gauner sang nämlich hinter den Coulissen in einen kupfernen Kessel. Am tollsten war dieses Treiben in Berlin. Die Wiener Choristen aber ließen den Weihrauch verdampfen, theilten das Geld und lachten.

Das war ein Wiener Spaß. Die wirklichen Tyroler können mehr, und wissen viel sicherer das europäische Geld an sich zu ziehen, als durch einige Jodler. Bei ihnen mischt sich die altitalienische Handelsspeculation mit deutscher Gewerbthätigkeit. Sie kaufen böhmische Ziegen- und Hirschfelle, und verfertigen daraus gemslederne Beinkleider für deutsche Postillione. Aus Wiener Schafsfellen machen sie parfümirte Glacée-Handschuh zu Hunderttausenden, die man zwar anziehen kann, aber abreißen muß.

Kein Tyroler Lautenmacher wird eine Violine verfertigen, ohne eine vorher geräucherte und künstlich veraltete Etiquette mit dem Namen Amati oder Guarneri hineinzukleben, und sie durch seine Commissionäre außer Landes für ein ächt italienisches Instrument zu verkaufen.

Der originellste und wenn auch mühevolle, doch lohnende und dauernde Gewinn ist ihr Handel mit Vögeln. Nur italienische Speculation konnte ihn ersinnen, nur deutsche Geduld ihn ausführen. Es ist bekannt, wie diese modernen Papageno's Gimpel, Zeisige, Stieglitze und Kanarienvögel zu Concertsängern neuester Schule bilden, und ganz salonfähig machen. Die alte genetische Elementarmethode, nach welcher die Schüler erst die Noten, die Takteintheilung, die Tonleitern u. s. w. lernen, ist früh von ihnen verworfen worden. Sie führen dem Zögling bald in der ersten Stunde eine ganze Tonphrase vor, lassen dieselbe mechanisch lernen, und bilden dann erst die einzelnen Theile derselben aus. Da dieser analytische Weg schon seit mehreren Men-

schenaltern bei ihnen üblich ist, so hatten sich auch einige renommirte Ornithogogen vorgenommen, die Jacototsche und Hamiltonsche Methode als ihr Eigenthum zu reclamiren, standen aber davon ab, jenen die Ehre lassend und sich mit dem Gelde beruhigend. Den Lehrjahren der Sänger folgen die Wanderjahre, und wie uns die Zeitungen belehren, ist noch nie ein Mangel an gebildeten Kunstgimpeln in Deutschland und Europa gewesen.

Gränzen und Uebergänge.

Tausend Gegenstände und Begriffe des Lebens verschwimmen in einander und reißen uns in den Strudel ihrer Unentschiedenheit hinein. Unsre Lebensanschauung verliert ihre bestimmten Umrisse, daher ein unstäter, sich selten bestimmt erklärender Wille, daher die Unzulänglichkeit der meisten Thaten. All dieser Jammer rührt aber nur daher, weil weder die Natur noch das geistige Leben in einzelnen gesonderten Erscheinungen auftritt, sondern in bunten Kreisen sich durcheinander schlingt, in unerkennbaren Uebergängen in einander verfließt, und den schwachen Menschen in den Strudel hinabreißt.

Obwohl Mäßigkeitsvereine und Wasserheilanstalten eine Republik zu stiften suchen, in der es nur Bürger und Ausschüsse, patriotische Versamm-

lungen und Comités giebt, — so lange noch Reben grünen, wird das königliche Recht des Weins weder geköpft noch exilirt werden. Man wird die Trauben keltern und das fürstliche Geblüt in Keller-Palläste führen.

Die Erstgebornen kommen in besondere Fässer, und wenn die früheren Jahrgänge des Todes gestorben sind, huldigt man den neuen Fürsten. Sie steigen empor ans Tageslicht, mischen sich — ein Beispiel für alle Fürsten — gleich dem Kalifen von Bagdad, unter die Bürger und fangen an zu regieren. Aber wehe dem, der im Rausch der Freude über sie sich selbst vergißt!

Bittrer ist keine Reue, als die der unbefangenen Selbstvergessenheit beim Wein, und ihr Name heißt Katzenjammer. Es ist die Buße des Magens; doch sie besitzt so wenig Erinnerungsstärke, daß sie wohl zu guten Vorsätzen, aber nicht zur Besserung führt.

Ist es denn nun Mangel an Willenskraft, der die Menschen straucheln und fallen läßt? Nein! Es

ist die mangelhafte Gränzlinie zwischen zu viel und zu wenig, wodurch die edelsten Gemüther gestürzt werden. Welcher Arzt, welcher Moralist, welcher praktische Trinker hat ein Normalmaß von Flüssigkeit aufgestellt, welches die größte Portion Genuß mit dem geringsten Quantum von Reue vereinigt? Die Verschiedenheit der menschlichen Naturen macht solche Berechnungen höchst schwierig, ja unmöglich. Wenn Jeder seine Constitution genau kennen zu lernen suchte, und um sie herum eine Gränzlinie zöge, über die er nichts einschmuggeln ließe, so wären vielleicht alle Uebelstände als beseitigt zu betrachten? — Keinesweges! Heute trinke ich noch ohne Beschwerniß meine zwei Flaschen, übermorgen werden die Reichsstände meines Leibes, die Nerven schläfrig und matt; der Wein imponirt ihnen, und ich werde von wenigen Gläsern um alle meine Menschenrechte und Freiheiten gebracht. Ich habe mich z. B. höchst sorgfältig auf eine Flasche Medoc abgemessen, und der Wirth vergreift sich, und bringt mir einen schweren Burgunder. Welches

Unheil kann daraus entstehen! Oder der Fall ist umgekehrt, und ich erhalte auf meinen schweren Burgunderwunsch eine leichte Flasche Medoc. Soll ich meiner Zunge mehr trauen, als dem Wirthe, so wäre dieß übereilt und unverständig, denn dieser Mann muß den Wein besser kennen, als ich.

Und wie glücklich ist noch der Fall, wenn die totale Sonnenfinsterniß der Gedanken und Gefühle, die wir so schlechtweg Rausch nennen, im Privatleben vorkommt, gegen den schwereren, wenn sie das öffentliche Staatsleben berührt.

Ein betrunkener Bürger und Bauer kann wenig, ein betrunkener Dichter oder Künstler wird wenig Böses thun, aber Staatsbeamte, Soldaten, Offiziere, Polizeimänner, Gerichtspersonen, höhere Gemeinde-Hirten, Räthe, Präsidenten, Minister? — Himmel! Wenn einer von ihnen auch nur durch eine höchst partiale Weinverfinsterung verdunkelt wird, und wer wollte die entschiedene Unmöglichkeit davon behaupten, welches Unglück kann er anrichten! Wäre es daher nicht eine vortreffliche Regierungsmaßregel

zur Beruhigung der Völker, wenn jeder öffentliche Beamtete vom Nacht- bis zum geistlichen Zionswächter, vom Rekruten bis zum General beim Eintritt in Amt und Brot vor einer Medizinalbehörde förmlich Probe trinken müßte, und dann in die Conduitenliste eingetragen würde, wie viel der Mann vertragen kann. Bei vorkommendem Rauschanschein wäre Staat und Volk sogleich im Reinen; man dürfte nur das getrunkene Maaß von Geist mit der Conduitentabelle vergleichen, um zu wissen, ob der Mann zurechnungsfähig und ihm der Respect annoch schuldig sei, den er im Namen des Staates für sich verlangt, oder ob er jetzt vom Staatsdienst exemt und nur Mensch und Bürger wäre. Doch ich fürchte, mein Vorschlag geht nicht durch, und man betrachtet die Trunkenheit eines Staatsdieners aus dem allgemeinen Standpunkte irdischer Unvollkommenheit, ohne besonders auf sie Rücksicht zu nehmen. So sagte mir ein reisender Steuerrevisor einst im Postwagen auf meine Bemerkung: daß sich Beamtete doppelt vor allem flüssigen Geist hüten

müßten, sehr naiv und wahr: Wenn ich durch Deutschland reise, so kann ich in jedem Falle wissen, ob ich noch in Baden oder schon in Preußen bin; ich darf nur auf der Karte nachsehen, ob der Wagen im Rosenrothen oder im Dunkelblauen fährt; wie kann ich aber wissen, wo in meiner Seele das Rosenrothe aufhört, und das Dunkelblaue anfängt.

Unter den vielen Opfern, die alljährlich von der Hypochondrie verschlungen werden, ging mir das Schicksal eines Freundes zu Herzen. Krank sein — es ist hart, und doch ist es nur die Hälfte des Leidens, die andere Hälfte besteht aus jenen schaurigen Qualen und Entbehrungen, welche von den Aerzten unter dem schuldlos scheinenden Namen Diätetik eingeführt worden sind. Ich lasse den Freund erzählen, und bitte für ihn um Verzeihung, wenn seine Klagen ins Kleinliche gehen; es spricht ein Hypochondrist.

Der Arzt sagt mir — so begann er — Sie müssen strenge Diät halten. — Gut! — Was darf ich

essen, was soll ich meiden? Sagen Sie es nur auch meiner Frau, ich könnte Etwas vergessen. — Ich will Sie nicht mit langen Registern belästigen; meiden Sie nur die vier Hauptkategorien des Fetten, Geräucherten, Salzigen und Sauren. Schön, sagte ich, das heißt, ich seufzte. Und wie lange muß dieses Sperrsystem dauern? Läßt sich jetzt noch nicht bestimmen, sprach der Quäler. Ich seufzte tiefer, der Arzt lächelte diplomatisch und ging fort. — Dies hatte mir mein Freund vor einigen Wochen mitgetheilt. Heut kam er fieberhaft aufgeregt, mit mehreren Verzweiflungsspuren zu mir und begann: Sagen Sie mir Freund, ich beschwöre Sie bei allen Göttern des Mitleidens: Was verstehen Sie unter Fett? Ist Ihnen das concrete Fett zur Einheit des Bewußtseins gekommen? Können Sie die Idee des Fetten schlechthin und an sich fassen? Erbarmen Sie sich meiner, und retten Sie mich aus dem schauerlichen Dunkel der Ungewißheit. Ich benage neulich einen hohlen magern Rindsknochen, und unbemerkt fällt etwas Mark

daraus auf meinen Teller, welches ich gedankenlos mit genieße. In demselben Augenblicke tritt der Arzt herein, sieht den Knochen, die Markreste, und fährt ohne zu grüßen, auf mich los: „Das nennen „Sie Diät halten und Fettes vermeiden? Ich „werde Ihnen Nichts mehr verschreiben; denn nach „allen Regeln der Kunst müssen Sie jetzt noch viel „kränker werden, und das ruinirt meinen Ruf!“ Nun bitte ich Sie, Theurer, fuhr der Freund zu mir fort: Das Mark ist die Kraft, das Fett der Geist des Ochsen. Das Fett schwimmt immer oben, so wie der Geist immer aufwärts schwebt, sobald ihn die Materie frei giebt. Macht nicht aber jede verlaßbare Metaphysik einen Unterschied zwischen Geist und Kraft? O sagen Sie mir: Wo hört das Magre auf, wo fängt das Fette an? Hat die Anatomie des Rindviehs gar keine deutlichen Gränzen?

Ich beruhigte den Gemüthskranken nach Kräften. Dieser aber fuhr fort: Nach einigen Tagen kommt mein Großinquisitor wieder und fängt sein

Examen an. Was haben Sie gestern Mittag gegessen? — Hühnersuppe! — Und Abends? — Thee mit etwas Kuchen. — Kuchen? frägt er aufspringend. — Ja wohl! — Kuchen? Habe ich Ihnen denn nicht alles Saure verboten? Wissen Sie denn nicht, daß der Zucker, so wie jede vegetabilische Süßigkeit eine wahre Essigmutter ist, die durch den Gährungsprozeß des Magens hundert saure Kinder erzeugt. Es giebt gar keine wahre Gränze zwischen süß und sauer, nur die falsche Zunge macht einen solchen Unterschied; dem unbestechlichen Magen ist auch das Süße eine Säure. Er ist das Gewissen des Körpers, und den müssen Sie fragen.

Was trinken Sie des Morgens? — Kaffee! — Mein Gott! Wie dürfen Sie das? Ich habe Ihnen alles Geräucherte untersagt, und die braune Kaffeebohne ist doch weiter nichts, als der im Rauch erstickte Leichnam der grünen, lebendigen.

So schloß der Freund und setzte noch hinzu: Wüßte ich nur, ob nicht vielleicht in der Verzweif-

lung eine Sünde gegen die salzige Kategorie liegt, ich würde auf der Stelle aus der Haut fahren.

Welches Licht wird in dieser traurigen Diätgeschichte auf die Unvollkommenheit der Natur und des Lebens durch den Mangel deutlicher Gränzen in ihren Gebieten geworfen! Aber es werden noch farbenreichere Beispiele kommen.

Gehe doch kein Mann auf Bälle und in anderweitige gemischte Abendgesellschaften, der ein feuriges Herz bei einem kurzem Gesicht hat! die Folgen davon können sehr betrüblich werden. Eine lebhafte Phantasie im Bunde mit heuchlerischen Wachskerzen vermischt die Begriffe von Jugend und Alter bei weiblichen Gesichtern auf eine Weise, die alle Künste aus dem Gebiete der natürlichen Physik und scheinbaren Zauberei weit hinter sich läßt. Du siehst im erleuchteten Saale eine Gestalt, auf deren Wangen Rosen und Lilien Krieg beginnen wollen, während die Liebenswürdigkeit sie versöhnt. Du nahst ihr, wirst empfindsam, lebendig, muthig, glücklich. — Da kräht der Hahn, die Morgendäm-

merung fliegt über das Haus und schlägt mit ihrem Fittig ans Dach; alle Zauberei muß entfliehn. — Unglücklicher! Wie wird dir bei der nächsten Morgenvisite werden, zu der Du Dich im Rausche der Augenlust verpflichtet hast! — Wo ist der Grenzpunkt des weiblichen Lebens, dessen Jugend kein Morgenroth schadet? Wie viel Blüthenblätter muß eine weibliche Rose noch besitzen, um ohne Furcht einen Frühstücksball durchtanzen zu können? Wo ist das Ende der klassischen Jugend in der weiblichen Geschichte? wo beginnt das Mittelalter und wo die Reformation, die uns die Sinnlichkeit und den Glauben nimmt, und uns zur kalten Verstandesliebe zwingt. Heut wird die Herrscherin jugendlicher Schönheit noch durch tägliche Triumphe entzückt. Die Huldigung der Männer drückt ihr die Krone so fest auf's Haupt, daß der Neid der Schwestern sie ihr nicht zu entreißen vermag. Da schleicht diebisch leise ein unbemerkter Tag herbei, und raubt eine Perle aus dem Diadem, ein zweiter nimmt eine Spange aus dem Herrscherreif.

Niemand bemerkt die That des Diebstahls, aber Alle seine Wirkung. Die Krone wankt, schwebt empor und zerfließt endlich im Wolkenduft des Lebens. Könige der Völker werden schneller entthront, Königinnen des Herzens aber sicherer. Jetzt kommt die Zeit mit dreistern Schritten und haut mit der Sense in das mediatisirte Antlitz unerbittliche Runzeln, die Todeswunden der Schönheit, die gleich Kugelwunden erst später, nicht am Schmerz sondern an der Ohnmacht erkannt werden. In einer einzigen Nacht wendet sich die Sonne des Himmels vom Sommer zum Herbst; wie viel Zeit aber bei den Sonnen der Erde dazu gehört, hat noch kein sterblicher Astronom berechnet.

Nicht minder sanft und unbestimmt ist der Uebergang vom Mädchen zur Jungfrau. Eine wahre geometrische Linie, die in der Wirklichkeit gar nicht dargestellt werden kann, trennt beide Lebensalter. Junge Damen bis zu einer gewissen Stufe, können das ganze Lust-, Schau- oder Trauerspiel, dem sie beigewohnt haben, nach der Zurückkunft den ältern

wieder erzählen; ist diese Stufe erreicht, dann behalten sie fast Nichts, weil sie weit mehr gesehen, als gehört haben. Zu dieser Zeit fangen sie an, in den Schiller zu gerathen, und mit großer Heftigkeit lernen sie alle seine Balladen auswendig, legen sich Stammbücher an, schreiben sich Blumensprachen ab, und schenken sich gegenseitig Ringe mit kleinen Löckchen. Sie gehen nicht mehr auf Kinderbälle, und noch nicht auf andere; sie wissen genauer, wie dieser oder jene junge Mann gekleidet war, als was eine Freundin an hatte. Erst wenn sie zwischen der Aufmerksamkeit, die sie und andere Damen erregt haben, zu sichten anfangen, drängt der Jungfrauschmetterling die Puppenhülle auseinander.

Langsamer lösen sich die Pflanzenhäute des Knabenlebens, die den Jüngling verhüllen, ab, und ganz unbemerkt geht der stille und große Prozeß vor sich, den wir das Hereinragen des Bartwuchses in die Körperwelt nennen. Es ist unendlich schwer, hier einen bestimmten Gränzpunkt aufzufinden. Barbiere würden hierüber ein entscheidendes Urtheil ha-

ben, wenn nicht die männlichen Gesichtsfäden zugleich eine geistige Bedeutung haben sollten. Nun zieren aber oft die straffsten Bartmähnen einen Charakter, der noch oft rasirt werden muß, ehe er männlich wird, während mancher distelwollige Mund sich die Anerkennung verschafft, die dem erstern versagt wird. In frühern Zeiten gab die Tabackspfeife ein ziemliches Thermometer der Jünglingsreife, und alle ächten Jünglinge verhinderten das Rauchen der Knaben; die Cigarren dringen aber bis in das zarteste Alter und schonen selbst den Unterschied der Geschlechter nicht.

Noch schwieriger ist es, die Uebergangszeit aus dem Jünglings- ins Mannesalter zu finden. Diesen Uebergang bildet weniger die Zeit, als das Schicksal. Es ist kein Glück, früh zum Manne zu reifen; denn die Wärme, die ihn zeitigt, ist die Sorge. Heil jedem, der lange Jüngling bleiben darf; je langsamer der Wein gährt, desto preiswürdiger ist er.

Oft aber veranlaßt es große gesellschaftliche Unbequemlichkeiten, wenn sich junge Männer öffentlich

den Jünglingsbast von ihren Hörnern reiben, oder wenn Jünglingsgefühle und Männerwürde sich wie zwei Kupfer- und Zinkröhren in einander schieben und unschuldige Personen unangenehm galvanisiren.

Metalle scheinen durch Farbe und Schwere sehr bestimmt von einander geschieden zu sein.

Außerdem reicht uns die Chemie eine Auswahl von Probesäuren, mit der wir die anmaßendste Tombackmasse von wirklichem Golde unterscheiden können. Dennoch verschwimmen auch hier die Gränzen und verwirren das Leben. —

In welche bedenkliche Allianzen geht auf vielen Münzen Silber und Kupfer in einander über! Wie schwer ist es, den innern verborgenen Herzenswerth manches modernen Silberstückes zu wissen? Bedenkt man diese Verbindungen von Silber und Kupfer, so darf man sich gar nicht wundern, woher die revolutionairen Volksbewegungen kommen. Nicht, daß das immer mehr und mehr um sich greifende Kupfer den Credit der Staaten herabdrückt,

aber das Volk verliert auch die letzte Achtung vor den Prärogativen des Adels, wenn es die kühnen Allianzen des adeligen Silbers mit dem plebejischen Kupfer sieht. Die kupfernen Kessel und Kesselflicker fangen an, sich zu fühlen; sie denken, die Silbervorrechte sind verjährte Institutionen aus der Feudalzeit, und verlangen Achtung der angebornen Metallrechte und Gleichheit vor dem Prägstock. Mehrere europäische Staaten machen sich aus dieser bedrohlichen Kastenvermischung gar nichts und erschaffen in dem Papiergelde eine Beamtenaristokratie.

Darüber schwebt das Gold als Fürst in majestätischer Ruhe, und nur in Kriegszeiten, wo auch die Könige in den Reihen der letzten Krieger mitkämpfen, verläßt das königliche Metall seinen Thron, und mischt sich unter das rauhe Blei und harte Eisen. Im dichten Kampfgewühl hört nun der Unterschied der Metallstände so wie der Krieger auf, und man kann daher nur selten erkennen, ob die Kugeln, welche die tiefste Bresche in eine belagerte

Stadt geschossen haben, von Gold oder Eisen waren.

Um alle deutschen Musikorgane zu wecken, darf man nur fragen: Wo ist die Gränze zwischen Deutschland und Frankreich? Durch alle Bundesstaaten ertönt es: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ und „So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Linder singt.“ Endlich verläuft sich das patriotische Musikwasser, und ein granitner Philosoph erhebt sein hohes Haupt und ruft den Franzosen über den Rhein zu: Was stört ihr uns in unse[illegible]uhe? Weckt den deutschen Bären nicht, er ist grimmiger als der Löwe. Euch lüstets nach dem alten Frankreich bis zum Rhein. Kommt und holt es, wir werden euch eben so viele Regimenter entgegenschicken, als wir Melodien auf das Rheinlied gemacht haben, und dann sollt ihr unwissenden Menschen Philosophie und Geographie lehren. Was versteht ihr von natürlichen Gränzen? Niemals sind es Flüsse, denn Flüsse verbinden, und Grenzen sollen trennen. Bergesketten

sind die alleinigen Bänder, wodurch Staaten mathematisch und physisch zusammengehalten werden. Eure Gränzen sind die Vogesen; darum gebt heraus das Elsaß und Lothringen, oder wir machen Euch einen westphälischen Krieg, von dem Punkte an, wo uns der westphälische Frieden gelassen hat. Ja! Nur Gebirge sind natürliche Gränzen. —

Von dem Donner dieser Worte fährt das arme Italien aus dem Schlafe auf, und ruft, sich die Augen reibend, aus: Was — nur Gebirge? Haben wir nicht im Norden der Lombardei auch Vogesen gehabt.

Rußland hat eine deutliche und feste Gränze gegen Preußen, scheidender als ein Gebirge, nämlich eine lebendige Kosakenmauer. Gleichwohl hat auch diese ihre Lücken, Pförtchen, Unsicherheiten und niedrige Stellen.

Die Geister des alten deutschen Ritterordens, die einst in Preußen, Cur- und Livland einfielen, den Ureinwohnern das Christenthum schenkten, und die Freiheit nahmen, sind gegenwärtig

verurtheilt, auf neuen Missionsreisen durch allerlei Geschenke, in Seidenstoffen, Tuch, Spitzen und Bijouterie-Waaren bestehend, die dortigen Bewohner wieder zu versöhnen. Weil sie das Christenthum mit dem Schwert predigten, so müssen sie jetzt als Juden erscheinen, und diese Sachen mit großer Gefahr über die Gränze bringen. Sie lassen sich zwar eine Kleinigkeit dafür bezahlen, weil sie als Judengeister nicht gar zu sehr aus der Rolle fallen dürfen; allein sie ist im Verhältniß zu dem russischen Eingangszoll nicht der Rede werth. Bei diesem Geschäft haben sie hinreichende Gelegenheit, ihre früheren Sünden abzubüßen, ja sogar Märtyrerkronen zu erlangen. Die russische Regierung duldet bekanntlich dergleichen Missionsreisen durchaus nicht, und weist die Bußgeschenke unter dem Namen gemeiner Schmuggeleien, entschieden zurück. Es könnte nun das tiefste Mitleid erregen, wenn man einen mit Ketten belasteten Juden erblickt, der Jahre lang im Gefängniß schmachten muß, wegen des versuchten Vorhabens einer hübschen Livländerin

ein seidenes Kleid als Geschenk zu bringen, wenn man nicht bedächte, daß dieser ärmliche Judenkörper nur die Hülle eines strafwandelnden deutschen Ritter-Geistes ist, der einst einer Ahnin jener Dame, wer weiß was für ein schreiendes Unrecht angethan hat.

Der Humor, ein Sohn christlicher Weltanschauung — das Alterthum kannte ihn nicht — verwandelt die Gränzlinie zwischen Scherz und Ernst in eine Blumenkette, die er sich lächelnd ins Haar flicht. Er rechtfertigt seine Abstammung, indem er gleich dem wahren Christenthume die Herzen frei macht. In ihm ist ein Welt-Zollverein vorgebildet, der alle Mauth-Linien zwischen den verschiedenen Ländern der Dichtung aufhebt.

Die Laune darf frei in das Gebiet des Ernstes eingeführt werden, ohne plombirt zu sein. Es ist erlaubt, Langeweile aus dem Reiche der Gründlichkeit auszuführen, und die Grazien dürfen keinen Zoll zahlen, um das Land der Gründlichkeit zu betreten. Mit einem Blumenkranze erwürgt der Humor die Gemeinheit, mit dem

Sterne der Liebe erleuchtet er die Geister, und mit dem Feuer der Wahrheit erwärmt er die Herzen.

Sein Reich ist so schön, so mild, so frei, und doch werden von manchem blöden Auge seine feinen Gränzen nicht gekannt, und das bockstrillernde Gedudel wortwitzelnder Hausirer für die Original-Melodien des wahren Humors genommen.

Daß Gegensätze in ihrer schroffsten Ausbildung ihre Scheidungslinie zu verlieren anfangen, ist eine längst gekannte Wahrheit. Es giebt eine Dummheit so großartiger und charakterfester Art, daß man sie als ein Kunstwerk des Geistes, über jeder Art von Klugheit und Scharfsinn stehend, betrachten kann. Wir nennen die Erfolge dieser Naturen Glück, Instinct u. s. w. Ich bin aber überzeugt, daß ein solch mächtiges Genie die feinsten Verzweigungen der Verhältnisse, die seine Laufbahn bestimmen, durch unmittelbare höhere Intuition sieht, und unsere ordinären Denkmittel der Logik gar nicht bedarf, um etwas einzusehen und seine Mittel dar-

nach zu nehmen. Die Kinder und Enkel höchst ausgezeichneter Menschen sind oft höchst beschränkten Geistes. Das kommt aber unserm kurzsichtigen Blick nur so vor. Die Natur hat jetzt in dieser Generation die höchste Stufe erreicht, die Stufe, auf der das Glück, als der letzte Zweck alles Daseins, ohne die vielfach künstlichen Mittel des sichtbar werdenden Verstandes erworben wird.

So umgekehrt. — Je feiner und feiner die Berechnungen des menschlichen Verstandes werden, je mehr sie sich verflüchtigen, desto mehr nähern sie sich der bewußtlosen Geistesabwesenheit, die immer das Rechte trifft, weil der angeborne Genius des Glückes ihre Angelegenheit leitet.

Nur die verderbliche Mischung von Verstand und seinem Gegentheil, die das Geisteseigenthum vieler Menschen ausmacht, läßt oft Bestrebungen verunglücken und Thaten scheitern, deren Ausführung auf beiden Polen, der Weisheit, wie der göttlichen großartigen Dummheit, gelungen wäre. Wer darum nicht untrügliche Beweise vom Morgenrothe

seiner ausgebildeten Weisheit hat, der treibe sich nicht in dem zweifelhaften Dämmerlichte des Verstandes umher, sondern erlöse sich von der Selbstsucht des eigenen Denkenwollens, und begebe sich unter den mütterlichen Mantel der Geistesnacht, die ihm ein schöneres Leben erschaffen wird, als alle Selbstthätigkeit der eigenen Gedanken.

Nicht minder gehen Furcht und Muth so in einander über, daß das Ende der ersten und der Anfang des zweiten schwer zu unterscheiden ist. Die bekannte Geschichte, daß sich ein junger Offizier vor dem Beginn der Schlacht aus Todesfurcht selbst das Leben nahm, liefert einen Beweis dazu. Gewiß! — Die Motive zum Selbstmorde mögen das Resultat der größten Furcht und Feigheit sein, die That selbst ist eine Art des Muthes. Wer sich den Strick um den Hals legt, wer sich die Pistole vor den Kopf setzt, hat den leiblichen Tod schon als Lebendiger überwunden, und welchen größeren Beweis von Muth kann man noch verlangen. Die Furcht macht blind, der Muth hat helle Augen.

Darum kann oft ein muthiges tapferes Heer von einem furchtsamen geschlagen werden. Die Anführer des erstern müssen die Soldaten nur vor dem ersten Davonlaufen abzuhalten verstehn, so werden sie gar bald in die Angst der Verzweiflung gerathen, und Gefahren unternehmen, denen von kältern und bedächtigern Soldaten ausgewichen wird, weil diese die Größe derselben zu überschauen im Stande sind, jene aber dafür keine Augen haben.

Zwischen Lüge und Wahrheit immer die trennende Gränze zu finden, das ist die höchste Aufgabe des Menschen. Wird sie gelöst, dann ist die alte Schlange, der Vater der Lügen, besiegt, und in zahllosen Paradiesen werden wieder tausende von Lebensbäumen blühen. Die Lüge — das ist die größte Tragödie der Welt, deren Verfasser der verneinende Geist ist. Wir alle haben unsere Rollen, das Herz soufflirt, die Leidenschaften rufen Bravo, die gebildeten Geister in den Logen des Himmels verhüllen beschämt das Gesicht, und der Tod ruft Alle heraus. Längst wäre die Lüge von der Wahr-

heit besiegt, wenn sie ihr gesondert entgegen treten könnte, aber sie ist von ihr so vielfach umstrickt, wie Laokoon von den riesigen Wasserschlangen. Vergebens müht sich der sterbende Priester, sich von den Bissen der Nattern zu befreien, er stirbt ohne eine helfende Hand. Der kleinste Theil von dem, was Menschen reden und thun, ist wahr, ein größerer ist entschiedene Lüge, der größte ist ein Gemisch von Beiden. Wir lügen, wenn wir sprechen, und sind unwahr im Schweigen. Die Lüge dringt in unsern Traum, und verläßt uns im Wachen selbst dann nicht, wenn uns das Bewußtsein schon verlassen hat; denn den letzten Rest von Denkkraft und Sprachvermögen wendet der Trunkenbold an, um zu versichern, daß er nicht betrunken sei. Wir nähern uns den Menschen, deren Umgang uns irgend einen Vortheil gewährt oder verspricht, und wäre es auch nur der Genuß geschmeichelter Eitelkeit, den sie uns zu bereiten verstehen, und nennen diese That des Egoismus Freundschaft. Wir sprechen schlecht von dem Nächsten, weil man es un-

schicklich findet, sich selbst zu rühmen, und es somit kein anderes Mittel giebt, um höher zu stehen, als Andere herabzudrücken. Wie viel und schrecklich wird im Schweigen gelogen! denn wenn ich meine bessere Ansicht von einer Sache nicht der schlechtern entgegen setze, friste ich nicht der Lüge das Leben, die ich vielleicht mit meinem Worte tödten, oder wenigstens verwunden könnte? Aber nicht minder zahlreich sind die Lügen der That. Lügt das dreijährige Mädchen nicht, wenn sie ihre unartige Puppe schlägt? O sie weiß gewiß, daß die Puppe nicht unartig sein kann. Sind die Diners eines Bankerott nahen Kaufmanns nicht Lüge, sind es nicht die Toilettenkünste beider Geschlechter, nicht die Equipagen junger Aerzte mit fünf Patienten?

Aber auch vollkommen lügen können wir nicht, und die Lüge entlehnt immer die Schale der Wahrheit, um ihren Kern faßbar zu machen, oder macht die Wahrheit zu dem wohlschmeckenden Zucker, in dem sie ihre giftigen Substanzen einnehmen läßt. Nie hat man etwas Hohes durch eine majestätische impo-

sante Lüge herabgezogen. Die Feinde des Sokrates sagten nicht: Er ist ein Pinsel, schickt ihn in's Exil, damit er dem Volke keine Dummheiten lehre, sondern sie sprachen: Er hat großen Einfluß auf die Menge, aber er lehrt sie die Götter verachten. Der erbittertste Gegner des Christenthums, Julius Apostata, verdächtigte die Lehren der Apostel, und ließ die Wunder Jesu stehen, der neuere Rationalismus läßt die Lehren des Neuen Testaments gelten, und läugnet die Wunder.

Ist denn nicht endlich aber wenigstens Leben und Tod deutlich von einander gegränzt? Weiß man denn nicht bestimmt, daß der letzte Athemzug und der letzte Herzensschlag das irdische Leben schließt, und daß der Körper jetzt nur noch mephitisch riechen aber nicht mehr empfinden kann? —

Ja! Wir glauben das, wir schließen es, aber wissen? Wer hat ohne einen Spiegel sein Auge gesehen? Der Spiegel fehlt, der das Glauben zum Wissen macht. Tod und Leben werden in ihren feinsten Begriffen wohl auch röhrenartig in einander

geschoben sein, wie alle menschlichen Verhältnisse. Aber wenn sich weder Wissen noch Glauben über die Noth der Grenzlosigkeit erheben kann, so schwingt sich doch die Hoffnung empor und verspricht, daß die letzte Todesangst der Geburtsschmerz der Seele ist, die dem Geist für die Ewigkeit sein neues Dasein giebt. Dort sind gewiß alle Gränzmängel, die das irdische Leben so sehr verkümmern, die Grundbedingungen der höhern Freuden und der ewigen Freiheit, die keine Gränzen kennt. —

Neujahrsgedanken eines Zahnarztes.

Drei und funfzig und 17 macht 70, und 30 sind 100 und 700 sind 800, und 1000 macht 1800 Thaler. Davon gehen ab 140 Thaler für Pariser Metalliquezähne, 60 für Wallroßarbeit, 50 dem Goldarbeiter für Draht, 50 für Reparatur und neue Instrumente, bleibt netto 1500 Thaler. Ein hübsches Sümmchen, ein recht gesegnetes Jahr. Doch wer sollte wohl in unsern nahrlosen Zeiten noch etwas verdienen, wenn nicht der Zahnarzt. Der Zahn der Zeit wird ja doch auch einmal des Putzens bedürfen, oder einer kleinen Feile. Wenn er hohl wird, wenn seine Krone beschädigt ist, wer kann der Zeit wieder helfen? Wir! — Darum ist es billig, daß sie uns bei gutem Willen erhält.

Ohnehin nagt sie uns oft die schönsten Jahreskunden weg, daß wir bald unsere eigenen Zähne ausnehmen und versetzen könnten, wenn sie nicht zugleich den jungen und jüngern Zähnen solche Bisse versetzte, daß sie, ohne uns mit ihren Höhlen, Löchern, Scharten um- und einfallen würden, wie die Mauern von Jericho, als Josua mit seinen Baßposaunen Bresche hineingeschossen hatte.

Es schlägt zehn. — Ein schöner Neujahrsmorgen! Die Sonne gratulirt der Erde, und in den blitzenden Schneepunkten spiegelt sich die Freude der weißgeputzten Mama über ihren froh erlebten Geburtstag. Wie bringe ich den Morgen am zweckmäßigsten zu? Man könnte einige Gratulationsvisiten machen, oder wäre es besser, zu Hause zu bleiben? — Gehe ich aus, und es kommen Patienten, so können sie allerdings denken, ich bin wohin geholt worden, sie können aber auch denken — und denkt die Welt nicht immer das Schlimmste? der Mann hat Zeit Neujahrsvisiten zu machen, er muß also doch wohl nicht der beste Arzt sein. Nicht

der beste sein, ist aber dem vornehmen Publikum gleichbedeutend mit schlecht. Folglich ist es zweckmäßiger, zu Hause zu bleiben, wenn anzunehmen steht, daß sich Hülfsbedürftige einfinden werden. Darauf aber wäre zu wetten. Gestern waren mehrere Bälle und anderweitige Tanzgesellschaften. Viele junge Damen haben unzweifelhaft erhitzt Limonade getrunken, davon sind in den Herzen einiger Bakkenzähne die ersten Liebesleiden entstanden. Alle Damen in dem Alter, in dem man weniger die Jahre als die Begebenheiten zählt, haben heimlich mit den Zähnen geknirscht, wenn sie von den Feldherrn des Balles als Observations-Corps behandelt und nicht zur Schlacht gezogen worden sind. Zahnnerven sind aber weit weniger elastisch als Herzen und wimmern beim ersten Druck. Andere Damen sind höchst unzufrieden mit den Wirkungen ihrer Erscheinung gewesen. Ihr Herz frägt den Kopf, und dieser den Spiegel um die Ursache. Der Spiegel deutet unter tausend mündlichen Artigkeiten ganz verschämt auf diese oder jene Zahnlücke, auf eine schwarze

Stelle in der Perlenreihe, und versichert: man sehe bei Sonnen hauptsächlich nach den Flecken, und dies störe die harmonische Wirkung des Glanzes.

Bei Herren wiederholt sich ein Theil dieser Erscheinungen, sodann treten auch andere Ursachen an die Stelle.

Alles wird sich aber beeilen, zum neuen Jahr wenigstens einen kleinen Theil des neuen Menschen anzuziehn, oder sich von den Schmerzen des alten zu befreien; Pflicht und Sorge für meinen Ruf fordern mich daher auf, zu Hause zu bleiben.

Ich will jedoch den Neujahrsmorgen recht feierlich begehen, und nichts thun, als denken. Allerlei nützliche, große tiefe und schöne Gedanken will ich vor meinem Geiste Kirchenparade halten lassen, sie sollen die Fahnen schwenken und mich als ihren Schöpfer und König salutiren.

Woher kommen doch eigentlich die Gedanken? Man könnte darauf antworten: aus dem Gehirn; die kleinen aus dem kleinen und die großen aus dem großen Gehirn. Aber wie kommen sie in das

Gehirn? Macht sie der Mensch in dem Gehirn, macht er sie mit dem Gehirn? Entstehen sie durch Selbsterzeugung wie unvernünftige Infusionsthiere? Fast könnte man es glauben, denn Gedanken sind lebendig, sie schwimmen durch einander, sie verschlingen einander. Alles dies spräche für die letzte Meinung. Aber dem widerspricht, daß sich da in jedem menschlichen Hirn Gedanken erzeugen müßten, was man doch so eigentlich nicht behaupten kann. Nein! — Das Gehirn ist die Mutter der Gedanken, und ihre Erzeuger alle geistigen und sinnlichen Thatsachen der Vergangenheit. Der Mensch ohne Sinne würde nicht denken können; und wie sehr sie auch vom reinen Gedanken verachtet werden, es ist eine Vaterverleugnung, die sich rächt, denn auch der Gedanke soll Vater und Mutter ehren, sonst wird's ihm nimmer wohl gehen, noch wird er lange leben auf Erden.

Der Sinn des Gefühls, wie er sich jetzt in meinem Magen concentrirt, erweckt die Vorstellung eines Frühstücks in meinem Kopfe, diese Vorstellung

verbindet sich mit der Wirklichkeit in diesem Schranke zu den deutlichen Begriffen von Schinken, Caviar und ein Paar Gläsern guten Madeira. — Auf ein glückliches Jahr! Delicat! — Bacchus hatte einen guten Gedanken, als er diesen Wein ersann. Wenn er hier wäre, ich wollte ihm unentgeldlich die Zähne vom Weinstein reinigen. — Aber bestätigt nicht der Wein meine Meinungen über den Ursprung der Gedanken? — Schinken und Madeira erzeugen ganz andere Gedanken als Leberwurst und Kümmel. — Nicht der größere Wohlgeschmack der erstern, denn der ist am Ende relativ, sondern das Bewußtsein, das Seltnere zu genießen, giebt dem Reichern jene Stahlkraft der Seele, in welcher das Geheimniß aller Aristokratie liegt.

Sie würde nun in der That ihren schönen Namen verdienen, wenn der erste Gedanke, den ein bevorzugter Genuß hervorruft, ein Dank gegen Gott dafür wäre; leider sind aber oft die Hohen so niedrig, daß sie beim Genusse seltener Güter weiter nichts zu denken wissen, als z. B.: Ich, der ich

diesen alten Dry-Madeira trinke, bin um so viel besser, als jener Kümmelinhaber, um wie viel der Preis meines Weins seinen Branntweinspreis übersteigt.

Dieser Gedanke ist so allgemein, daß die Regierungen, um den gemeinen Mann nicht gar zu sehr in der Meinung des Vornehmen sinken zu lassen, den Branntwein so viel wie möglich, durch Accise-Blasensteuer und andere Abgaben zu vertheuern suchen.

Wehe der Täuschung, wenn der Hof- und Pastetenfähige nicht durch höhere Vorzüge, als durch Gaumencultur beweisen kann, daß er über dem gewöhnlichen Leberwurstmenschen steht. Ein Caviarzahn sitzt nicht fester als ein Zahn, der den harten Boden des festen Käses gepflügt hat. Ich reiße beide mit gleicher Stärke aus. Freilich die Käse- und Häringesser lassen sich nur für 8 gGr. Zähne ausnehmen, und keine für einen Dukaten einsetzen; aber nie soll mein Vortheil mir zum Maaßstabe der Menschengeltung werden. Wenn Kaufleute

und Künstler den ihrigen dazu machen, so geschieht es in der stillen Vorahnung, daß man auch sie nur nach dem Geld- und Kunstwerthe, den ihnen die öffentliche Meinung giebt, zu schätzen gewohnt ist, und daher aus heimlicher Rache. Stellen sich Gelehrte, Geistliche und Aerzte ihnen gleich, so achte ich sie nicht höher, als jene Badergesellen in der Vorstadt, welche die Zähne mit dem alten Pelikan oder mit einem Bindfaden ausreißen. Die Pfuscher! —

Der alte Pelikan, welch ein trauriges Instrument! Gleichwohl behalf man sich mit ihm, und brach man auch hier und da ein Stück von der Zahnzelle ab, so war das von keiner Bedeutung. Doch besser ist besser, und Dank unserer Zeit, die nicht nur Dampfwagen und Dampfschiffe erfand, sondern auch unsern Schlüssel, der die schönste Idee einer Zange ist, welche die Mechanik erfinden lehrte. Alles kommt ja im Leben auf die Zange an, mit der man die Verhältnisse anpackt; die Stärke des Arms, die Geschicklichkeit haben weit geringere Bedeutung. Bei Kriegen wird

die Tapferkeit der Heere oft erhoben. Was ist sie weiter, als jene alterthümliche Procedur, nach welcher ein kranker Zahn an den Pferdepfosten vor einer Schmiede gebunden wurde. Der Schmiedegesell machte nun ein Eisen glühend, und fuhr plötzlich und unerschrocken damit dem Patienten nach dem Gesicht. Dieser wich in Todesangst zurück, und der Zahn fiel zur Erde, wenn die Schnur nicht riß. — Welch eine rohe Barbarei! — Ueber solche Naturmittel lachen wir Diplomaten, Gelehrte und Zahnärzte.

Nicht der Inhalt der Bücher, sondern ihr Titel, die Recensionsexemplare und Annoncen sind die geschliffenen Zangen, die das Geld in die Taschen der Buchhändler ziehen. Mit der Zange der Schmeichelei wird manche Jungfrau um sich selbst betrogen, und mit der Zange des Ehrbegriffs werden vornehme Offiziere und gemeine Soldaten so lange ins Feuer gehalten, bis sie ganz glühend geworden sind, und der Feldherr sie schmieden kann, wie er will. Was für Eisennetze hat Mulciber-

Napoleon auf diese Weise verfertigt? Ueberall wird der Mensch mit Zangen gepackt, und ihm etwas aus seinem Wesen herausgerissen, nur sind sie jetzt feiner und manierlicher geworden, als vor Jahrhunderten. Früher wurden sie glühend gemacht, um verschiedene arme Sünder und Verbrecher damit aus dem Leben herauszukneipen; jetzt holt man eigensinnige Kinder, mit feinen Stahlinstrumenten in die Welt hinein.

Die schönsten Jugendhoffnungen, die festen Schneidezähne der Gegenwart, mit denen wir muthig auf die Zukunft beißen, fangen im Mannesalter an, wankend zu werden. Ungebeten und unbezahlt kommen Monate und Jahre, um sie auszunehmen. Welche künstliche Arbeit wir auch an ihrer Stelle einsetzen, sie hält nur einige Jahre. Das weiß Niemand besser, als ein Zahnarzt und seine Kunden.

Der Tod hebt mit seiner Zange unsere Lieben aus unsern Herzenskiefern, und wenn die Höhlen auch vernarben, ein wahres Gefühl können wir dort nicht mehr empfinden. Was ist für Kinderherzen

eine künstliche Metallique-Stiefmutter, was der der Wittwe mancher zweite Mann aus Wallroßzahn? Die Leiden der Seele, die ägyptischen Plagen des innern Lebens vertheilen sich auf Monate und Jahre, und ihre Größe verschwindet scheinbar durch ihre Ausdehnung in die Länge. Könnte man solche Schmerzen zusammenaddiren, und die Summe auf einmal fühlen, das Zahnweh würde gewiß nicht mehr als die Leidensmillion dastehen. Aber der große Zahnarzt heilt endlich alle Leiden des Körpers und der Seele. Er setzt die Sichelzange an, durchreißt den Geist — die Blutader — die Seele — den Nerven, und bricht den Körper mit Gewalt aus der lebendigen Natur heraus. Da liegt der Mensch und riecht übel, wie ein ausgenommener Zahn.

Und was sind wir Menschen denn am Ende anders, als die Zähne des Weltgeistes, mit denen er die Erde zu verzehren strebt. Wäre sie ein todtes Capital, längst wäre es von der Menschheit durchgebracht. Glücklicher Weise ist sie ein unangreifbares Majorat Gottes, und wir müssen sehen,

wie wir mit den Renten durchkommen, die uns jährlich ausgesetzt werden.

Majorat Gottes? Hat Gott ein Majorat gestiftet? Gewiß! Und die vierfache Rangordnung der Menschheit ist von ihm bei der Schöpfung in den Zähnen typisch vorgebildet worden. Die derben festen Backenzähne, von denen die mühsamste und nützlichste Arbeit des Kauens vollzogen wird, sind der Bauernstand; die vier großen Schneidezähne oben und unten, die alle Stoffe in die nothwendigen Theile zerlegen, und dem Munde mundrecht machen, sind das Bürgerthum mit Gewerben und Handel: die vier kleinern Schneidezähne, die neben den spitzen Zähnen stehen, zermalmen die feinern und kleinern Theile der Nahrung, halten die Speisen im Munde fest, und dienen als Gelehrte und Beamtete den Hunds- oder Schneidezähnen. Diese sind der Adel des Gebisses. Sie trotzen der Zeit, sind ausdauernd und fest, weil ohne Gefühl; zerreißend, weil gewaffnet; mit weniger Arbeit belastet, weil vornehm und stark durch die Geburt.

Wie viel auch andere Stände und Zähne für ihre Sünden leiden müssen, der Adel und die Schneidezähne sind während des Lebens von alledem frei, und nur darin sind sich Menschen und alle Zähne gleich, daß beide ohne Ausnahme mit Schmerzen geboren werden, und mit Schmerzen sterben.

Schon lange habe ich mich damit beschäftigt, das Räthsel zu lösen, warum die kleinen Kinder ohne Zähne auf die Welt kommen, und warum später die ersten Vorderzähne wieder gewechselt werden? Heut endlich muß es mir gelingen, denn die Hypothese, die ich aufstellen will, scheint mir wirklich so vortrefflich zu sein, wie mein Madeira, dessen Gedankentochter sie ist. Ich meine nämlich:

Die Erde ist ein Filtriersieb für die Geister der Bewohner von andern Planeten. Auf dem Jupiter, der Venus und andern bessern Himmelskörpern — denn schlechter können nur wenige sein — werden die gestorbenen Bewohner, da es an einer Augustinischen Lehre und dem lutherischen Katechismus gänzlich fehlt, bei ihrem sogenannten Tod nicht

schlechthin verdammt oder selig gesprochen. Die guten müssen in einem noch edleren Himmelskörper erst ein Abiturienten-Examen aushalten, ehe sie Studenten der ewigen Seligkeit werden. Die schlechten Geister dagegen kommen längere oder kürzere Zeit zur Verbannung auf die Erde und müssen in die Körper neugeborner Kinder fahren. Demüthigt sich nun der Geist an diesem irdischen Strafort vor Gott, so nimmt er ihn im ersten Jahre, ehe das Kind Zähne bekommt, wieder fort, und der kleine Körper stirbt; ist der Geist aber widerspenstig und eigensinnig, so muß er zur Strafe ein ganzes Menschenleben durchmachen, und jetzt erst wachsen ihm die Zähne, zum Zeichen, daß er wirklich glebae adscriptus ist.

Sie sind das Vermählungszeichen eines höhern Geistes mit dem Gebild aus Staub, der Stempel unserer Stiefbruderschaft mit Hund und Affen. Darum verliert auch der Mensch, je mehr er sich der Möglichkeit nähert, seinen ursprünglichen Zustand wieder zu erreichen, desto mehr die Zähne.

Diese meine Theorie scheint nun in großem Widerspruche mit der biblischen Schöpfungsgeschichte zu stehen; aber sie scheint es auch nur. Man höre:

Die Zähne in ihrer harten emaillirten Erscheinung können uns nur zum Beißen und Kauen gegeben worden sein. Das Essen aber, wie wir es aus Erfahrung kennen, paßt weder in das alte Paradies, noch in das neue Jerusalem. Die ersten Menschen aßen und verdauten im Stande der Unschuld ganz anders, als wir. Sie hatten zwar als die Urbilder menschlicher Schönheit auch die schönsten Zähne, aber diese waren so weich wie der Schnabel des Pfefferfressers und Tucans. Keinen Wurm können sie damit aufpicken. Mit solchen zarten Zähnen genossen nun die Paradiesesmenschen die zarten Granatfrüchte Edens. Sie zerschmolzen im Munde, und die Theile, die sich nicht dem Körper assimilirten, wurden von dem letztern wieder ausgedünstet. Aber die zarten Zähne und zarten Ausdünstungen dauerten nicht lange. Die Schlange aß von dem Baume der Erkenntniß. Ohne Zweifel waren seine Aepfel

hart, denn es gehörten Schlangenzähne dazu, sie zu verzehren. — Durch Lehre und Beispiel verführte sie die Menschen zum Genuß. Diese bissen in den Apfel, und der Saft des in ihm concentrirten Sündengiftes verhärtete augenblicklich die Zähne zur gegenwärtigen Festigkeit. Die zwölf Vorderzähne, die eigentlichen Werkzeuge der Schuld, hatten den stärksten Angriff des Giftes ausgehalten, und fielen bald darauf aus. Es wuchsen später andere an deren Stelle, und wir Menschen wechseln zur Erinnerung an die Erbsünde dieselben noch heute in dem Alter, wo wir anfangen, zurechnungsfähig in Hinsicht der Unterscheidung des Guten und Bösen zu werden.

Wie nun die Menschheit der Aerzte bedarf, damit sie fortwährenden Krieg gegen die Sünde und ihre Folgen zu führen, und alle Außenwerke nach und nach zu zerstören vermag, in welche sich die sündlichen Triebe und Leidenschaften verschanzen; so ist die Thätigkeit des Zahnarztes die moralisch wichtigste, wenn auch von kleinerm Umfang. Sein Gebiet ist der Mund und das Zahnreich, also die Theile der

ursprünglichen Sünde. Diese darf er nicht aufhören zu zerstören, zu sengen, zu brennen, zu zerbrechen, und wo möglich mit der Wurzel auszureißen. Kann er dafür theuer genug bezahlt werden? Niemals! Was würde die Menschheit ohne uns sein, was ist sie früher ohne uns gewesen? Vergebens mühten sich die Romantiker, das Mittelalter vom Roste der Barbarei rein zu putzen. Es hatte keine Zahnarzneikunde, dies Wort spricht ihm sein Urtheil. — Die zahnärztliche Praxis ist die Morgenröthe aller Cultur, wie wir an Rußland und Peter dem Großen sehen, der der erste Zahnarzt seines Volkes war. Allerdings können die Zähne damals länger gehalten haben, weniger krankhaft gewesen sein, als jetzt; denn wir haben gesehen, daß die Gesundheit der Zähne mit dem sittlichen Zustande im umgekehrten Verhältnisse steht, indem die Menschen, wenn ihre Zähne am besten sind, die dümmsten Streiche machen, und von sehr vielen Sünden ablassen, wenn ihnen der letzte Zahn ausgefallen ist. Ohne Zweifel ist daher die Menschheit im neunzehnten Jahr-

hundert viel tugendhafter und sittlicher geworden als vor der Reformation, aber wer kann alle Sittlichkeit und alle Zahnschmerzen der damaligen Zeiten wegleugnen? Wenn nun die Leute von ihren Zähnen gequält wurden, wie jämmerlich war ihre Hülfe beschaffen. Bürger und Bauern gingen heimlich am Abend zum Scharfrichter und seinen Commis, Bürgermeister und Syndici ließen alte Schäfer, Juden, Wunderdoktoren zu sich kommen. Im günstigen Falle bekam der Patient ein Mittel, das nicht helfen konnte, im häufigern ungünstigen, wurde ein gewöhnlicher Schmerz zur Angst der Verzweiflung gesteigert. Lag so ein gestrenger Magistrat in einigen seiner Glieder zur Zeit der Frühlings- oder Herbst-Tag- und Nacht-Gleiche an rheumatischem Zahnschmerz verzweiflungsvoll darnieder, konnte es dann ein Wunder sein, wenn er zuweilen eine kleine Judenhetze ausschrieb, um seine Schmerzen wo möglich in einem künstlich moralischen Schweiß zu verlieren. Darf es uns Wunder nehmen, daß damals die Tortur so allgemein war, wie heute das Con-

cert- und Virtuosenwesen, und daß es überall Marterkünstler gab, wie heute Pianisten und Violinspieler. Das Mittelalter hatte gar nicht unsere dünnen und unscheinbaren Begriffe von Körperschmerzen, und wenn der Herr Obervoigt einige Nächte in Zahnschmerz gerast hatte, ohne Kreosot oder Paratinctur, so wäre es ihm lächerlich gewesen, einen muthmaßlichen Deliquenten nur durch einige Peitschenhiebe zum Geständniß zu bringen, wie dies in unsern erleuchteten Zeiten dort zu geschehen pflegt, wo keine Geschwornengerichte sind, und das Geständniß zum Urtheil nothwendig ist. Konnte damals dem Inculpaten, selbst wenn er unschuldig gewesen wäre, spanischer Mantel und Daumenschrauben viel weher thun, als seinem Richter die Zähne? Endlich wurde ein hartnäckiger Zahn nach monatlichem Jammer mit einem unförmlichen Haken ausgebrochen oder abgebrochen, und die Menschen nahmen die Schmerzen der Stümpfe noch nach langen Jahren mit ins Grab. Hätte das Mittelalter nicht so viel Glauben und so viele natürliche Le-

benspoesie gehabt, es hätte seine Unvollkommenheiten nie ertragen können.

Doch horch — es klingelt! Nun lebt wohl meine Gedanken! da kommen die ersten Boten des neuen Jahres. — Kommt, kommt! Der Schlüssel ist geputzt, alle Feilen und Raspeln sind zur Hand, und an Wachs und Kunstarbeit ist kein Mangel. Drum will ich Zähne ausnehmen und einsetzen, bis einst die alte Erde selbst von der Hand der Allmacht dem Sonnensystem ausgenommen wird, und an ihrer Stelle ein neuer Zahn wächst, der keines Zahnarztes mehr bedarf. —

Der Neid.

Studie aus dem Seelenleben.

Man sollte über den Neid nur in den gelungensten Versen schreiben, damit die Schönheit der Form und Behandlung den Leser für die Widerwärtigkeit des Stoffes schadlos hielte, und der edle Ausdruck mit der Gehässigkeit des Gedankens versöhnte. — Doch nein! — Die Anatomie des Herzens ist weder erschöpft noch überflüssig und nur die Wahrheit der einfachsten Darstellung hat das Recht des untersuchenden Messers. Das Mondlicht der Poesie zeichnet oft nur flüchtige Umrisse in die dunkle Höhle der Leidenschaften, und giebt abscheulicher Wirklichkeit ein künstlerisches Interesse durch die Erhebung zum Gemälde. Statt der Wahrheit des Gegenstandes bietet ein Gemälde aber

nur den Schein derselben, und die bemalte Leinwand ist eine schöne Lüge, welche vom Auge zwar geglaubt wird, vom Verstande aber verworfen werden muß.

Hinweg darum mit jeder geschminkten Darstellung der Leidenschaften, wenn es gilt, sie bis in ihre feinsten Adern kennen zu lernen.

Der Himmel gab uns die Liebe, die Hölle den Haß; der Neid ist ein ureignes Erzeugniß der Erde. Im Hasse pulsirt das Herz kräftig und excentrisch; er ist ein Fieber, das sich entweder selbst verzehrt oder heraustritt, und von heilender Sorgfalt überwunden werden kann. In der Verachtung liegt die Ruhe des Todes; sie ist kalt, aber auch schmerzunfähig, wie jeder abgestorbene Organismus. Der Neid ist ein schleichendes Gift, das man dem Arzt verbirgt, wie man es vor sich selbst verbergen möchte, und dem man nicht eher entgegenwirkt, bis es in Krankheiten ausgebrochen ist, die nicht mehr den ersten Namen ihrer Entstehung tragen.

Wie lange lernt die Menschheit schon an der

Kunst, die Leidenschaften zu unterdrücken, ohne die Elastizität der Seele zu verlieren? Ist die Grammatik des Christenthums nicht elementarisch genug, oder ist der Gymnasiast zu faul?

Ueberwinde die Erde und du wirst den Himmel haben, sagen die Einen; behaupte die Erde, dann sinkt der Himmel auf sie herab, sprechen die Andern, und die Dritten meinen: Unterwirf Dich Dir selbst, so wird Erde und Himmel Dein sein!

Wie dem auch sei, der Mensch erhält Nichts ohne Kampf, und nur dem Siege gebühren die Kronen des Lebens. Aber nur das starke Herz kann kämpfen, und nur das gesunde ist stark. Darum kann man nie zu viel über seinen Organismus sprechen, nie genug die Erkenntniß seiner Krankheiten befördern, und die Heilmittellehre derselben ausbreiten und vervollständigen.

Der Neid ist keine augenblickliche Empfindung, sondern das Resultat eines vergleichenden Nachdenkens. Der Bettler weiß sehr wohl, daß er den Reichen nicht unumschränkt beneiden dürfe, und wird

gewiß alles das aus seinen neidischen Betrachtungen weglassen, was der Reiche selbst aus seinem Leben wegwünscht. Von wie vielen daher auch der Einzelne beneidet werde, nie wird der Neid mit gleicher Form und Farbe auftreten, und selbst bei gleichen Gegenständen, die mehrere Neider vom Beneideten für sich in Anspruch nehmen, werden die Gründe, die ihren Neid in Bewegung setzen, verschieden sein. Liebe und Haß gleichen dem Nil. Sie lassen in den Gebieten, die sie durchströmen, Fruchtbarkeit und Schlangen zurück, und ihre Quellen werden oft vergeblich gesucht. Anders ist es mit dem Neide. Der Neid weiß stets, woher er kommt, was er will, wie viel er will und warum.

Die Asche des Paradiesesfunkens göttlicher Gluth, die einst im Menschen als Liebe brannte, wärmt uns jetzt als Geselligkeitstrieb. Dieser treibt die Fantasie auch in der Einsamkeit zum Menschen, aber die Liebe stellt sich nicht mehr das Gleichartige vor, die Selbstsucht strebt nach der Auffindung von Unähnlichkeiten, um entweder durch die entdeckten

Schattenseiten des Nächsten das eigne Licht zu heben, oder auf die Glanzpunkte desselben dunkle Schatten der Verkleinerung zu werfen.

In diesem Geschäft erstarrt das Herz, und in seiner Kälte nimmt die Armuth der Unzufriedenheit überhand. In ihr wird die Habsucht des Geistes — der Wunsch geboren. Bald verläßt dieser seine Heimath. Weil er nicht himmelentsprossen, hat er keine Flügel, die ihn über die Erde erheben könnten; und so sinkt er als verkümmertes Insect zu Boden, kriecht mühselig herum, und benagt, was er erreichen kann. Dieser kriechende Wunsch, das ist der Neid. — Es ist der Wurm, der nicht stirbt, der in den Herzen aller Sterblichen seine Gänge minirt.

Viele haben während ihres Lebens weder wahrhafte Liebe noch Haß empfunden; aber in jedes Menschen geistigem Gebiete hat der Neid seinen Altar, wir Alle zünden ihm Schwefelopfer an.

Suchen wir bald einen Irrthum zu berichtigen, dessen Häufigkeit ihn nur dem genauern Blicke als einen solchen zeigt. Es ist die Verwechslung von

Neid und Mißgunst. Die Mißgunst ist viel zu unvernünftig, um sie auch nur auf der niedersten Stufe der Erkenntniß als eine für sich bestehende Seelenstimmung voraussetzen zu können.

Wo sie vorkommt, ist sie ein brutaler Moment der Feindschaft, und hat nichts mit dem feinen logischen Neide zu thun.

Dieser rechnet, er schließt, er philosophirt, und sein Wahlspruch heißt: Gleichheit der Lebensgüter mit anscheinender Gleichheit der Lebensverhältnisse. — Der Neid kennt seine zweideutige Geburt, und während andere Leidenschaften sich möglichst vor der Vernunft zu verbergen suchen, drängt sich der Neid zu ihr hin, um durch ihre Gesellschaft über seine niedrige Herkunft zu täuschen.

Der Neid läßt den Menschen, den er regiert, sprechen: Ich bin zum Glück geboren, wozu wäre ich sonst da. Was ist Glück? Ich weiß es zwar nicht genau, auf keinen Fall aber etwas, das ich besitze. Es ist das Portefeuille, sagt der Director des Departements, es ist die Oberbriefträgerstelle,

sagt der letzte Postboote, es sind die Kunden des Altmeisters, sagt der jüngste Bäcker im Ausbruch seines Brodtneides. Warum sind wir nicht Jene? fragen alle drei das stumme Schicksal. Wie glücklich müssen sie sein, warum sind wir es weniger? So fängt der Mensch an, innerlich nach einem Besitzthum, nach einem Zustande zu ringen, dessen größter Reiz in seiner Perspective liegt. Er mißt sein Glück nicht mehr nach der Harmonie seiner Natur mit seinen Verhältnissen, sondern nach dem Bilde, das seine Fantasie aus der Erscheinung anderer Personen zeichnet. Hier beginnt der Neid. Er will nicht, gleich dem Stolz und Hochmuth allein auf dem Bergesgipfel stehen, und die Andern herab ins Thal werfen; er ist kein Feind der Berge, nur will er keine Höhenpunkte, die ihn überragen. Der Horizont der Habsucht erweitert sich, wie der natürliche beim Fortschreiten; der des Neides ist begränzt und endet, wenn der Schein größerer Glückseligkeit nicht mehr die Ferne beleuchtet.

Was thut nun der Neid, wenn er sich von

Höhenpunkten umgeben sieht, deren Gipfel einen beschwerlichen Schatten auf ihn werfen? Er kriecht an ihnen hinauf, und versucht durch sein Nagen und Miniren sie umzustürzen, oder wenigstens für den Gebrauch seines eigenen Bewußtseins zu erniedrigen. Gelingt ihm das Hinankriechen nicht, dann kehrt er der Höhe ohnmächtig den Rücken. Nur die Habsucht springt, wie der Fuchs nach den Trauben. Der Neid hat zum Sprunge nicht Füße, zum Fluge nicht Flügel. Er kriecht. — Es giebt schwerlich eine moderne Persönlichkeit, in der größerer Neid concentrirt ist, als der Berliner Eckensteher in seiner thatsächlichen Erscheinung.

Nante, vom Schicksal zum ewigen Branntwein verdammt, beneidet a priori Alles, was Wein trinken kann. Er beneidet aber nie den concreten Rentier oder Geheimen Rath um entschiedenen Château la Fitte oder Johannisberger, sondern nur den abstracten Weintrinker, den er in jedem feinen Rocke zu sehen glaubt. Zu diesem kann sein Neid kriechen, für einen Ideensprung in die allgemeinen Re-

gionen der höhern Gesellschaft reicht Nante's Fantasie nicht aus.

Meint ihr, daß ein schlechter Schriftsteller, wenn er die Erfolge des bessern beneidet, etwa wünsche, daß jener in den Dornen des Parnaßfußes möge hängen geblieben sein? Nein! Er gönnet ihm jede Höhe, die die seinige nicht überragt, und wenn er sich auf den Gipfel wünscht, und die Andern tief unter sich, so ist es Stolz und Hochmuth, die ihn diesen Wunsch lehrten, nicht mehr der Neid.

Nie plündert der Neid seinen Gegenstand, gleich einem schlechten Spitzbuben, rein aus. Er ist ein nobler Fra Diavolo, ein großmüthiger Rinaldo Rinaldini, der den Armen ruhig seines Weges ziehen läßt, und dem Reichen nur so lange nimmt, bis die Gleichheit der Güter wieder hergestellt ist. Gleichheit der Güter, das ist die uralte Marseillaise, zu welcher der Neid, so lange die Erde steht, neue Melodien singen wird. Von welchen electrischen Funken Revolutionen auch entzündet werden, das stetige Kohlenfeuer, das die Hitze der Anarchie erhält, wird

immer der Neid sein. Die mit Schmutz und Hunger geharnischten Vorstädter und Jakobiner der alten ächten Revolution beneideten die vergoldete Pariser Noblesse. Die Armuth und die Lumpen emancipirten sich von der Polizei, und fingen an, da die Freiheit errungen war, zu rechnen über allgemeine Gleichheit. Wie hieß nun der Generalnenner für Gold und Schmutz? — Blut und Guillottine! Hätte es ein Zauberwort gegeben, wodurch der Adel die Attribute seiner äußern Erscheinung hätte plebejisiren können, er würde verschont geblieben sein, denn kein Neid würde dem Hasse zur Brücke gedient haben. Der König lieferte endlich mit seinem Schicksale den besten Beweis, daß der Neid nicht springt, sondern das Nächste aufsucht. Er blieb verschont, so lange die gährenden Elemente an dem Adel zu zehren hatten; erst als dieser gefallen war, als der Neid der Proletarier seine 500jährlichen Francs mit den 40 Millionen des Veto vergleichen konnte, war es um Ludwig Capet geschehen.

Der Neid trifft daher weit weniger die Per-

sonen selbst, als deren jedesmalige Zustände, und steigt und fällt mit der Veränderung jener.

Es ist bekannt, daß die plötzliche Glückserhöhung eines früher gleichgestellten Freundes in der Regel Erkaltung und Tod der Freundschaft nach sich zieht; aber es ist nicht der Stolz allein, der das Quecksilber des Umgang-Barometers herabdrückt. Der Stolz würde nicht so rasch steigen, wenn er von dem Neide des Andern nicht in die Höhe getrieben würde. Und so schändlich es ist, so wahr bleibt es, daß wir ein wohlerworbenes Glück des Freundes, welches das unsrige bedeutend übersteigt, weit mehr beneiden, als eine freie Zufallsbegünstigung. Der Grund ist leicht zu finden. Das Glück, das ein früher uns gleichgestellter Freund selbst errang, ist ein Erzeugniß von Kräften und Zuständen, über die wir in gleicher oder ähnlicher Weise ebenfalls gebieten konnten. In dem höhern Resultate, das der Andere erringt, liegt ein geheimer Vorwurf über die mangelhaftere Benutzung jener Mittel für uns. Das Mißbehagen jenes Vorwurfs

verstecken wir hinter die Thätigkeit des Neides, der um so tiefer ist, je mehr wir genöthigt sind, ihn zu verstecken. Erstreckt sich die Abneigung so weit, daß sie von einer freien Gunstbezeugung des Glükkes wünscht: Möchte sie dem Andern nicht zu Theil geworden sein, da sie Dir fehlt, so hört sie auf, Neid zu sein und bildet, wie schon oben angedeutet wurde, den unvernünftigen Uebergang zum Haß — die Mißgunst. Um Neid und Mißgunst durcheinander werfen zu können, bedient man sich immer der alten Fabel, in welcher ein Hund bei einem Bund Heu sitzend, einem hungrigen Ochsen bellend verwehrt, einige Mund voll davon zu nehmen. Es ist unbegreiflich, wie weit die Menschheit noch in der Exegetik der Hundesprache zurück ist, um dieses Bild mit dem Neid in Verbindung zu setzen. Man fasse doch den Gegenstand genauer ins Auge, und man wird finden, daß die Fabel nichts Anderes lehrt, als die Aufgeblasenheit und das Wichtigthun niederer Beamteter in Abwesenheit der höheren. — Der Herr ist nicht da, der Knecht auch nicht, der

Hund repräsentirt Beide durch ungeheures Bellen. Was heißt sein Bellen in unsere Sprache übersetzt? Ich Phylax, der ich jetzt im Namen des Herrn und Knechtes den Hof und namentlich dieses Heu regiere, erlaube Dir nicht, einen einzigen Halm zu nehmen. Ich esse zwar, wie Du, guter Ochse wohl weißt, kein Heu, allein im Namen des Gesetzes, welches Dir erst auf den Abend Dein Heu von der Raufe zu nehmen verstattet, wirst Du jetzt von dannen ziehen, oder ich werde Dir in die Beine fahren. — Wie hat man in dieser einfachen Allegorie ein Sinnbild des Neides finden können.

Die Sonne wird in gleicher Weise vom Wassertropfen, vom Bächlein, wie vom Meere zurückgespiegelt. So erblicken wir in jeder Tugend das Bild der Liebe in immer gleichem Lichte. Die Leidenschaften sind die vielkantigen Krystalle, die den weißen Strahl des Herzens in tausendfache Farbennüancen zerlegen. Die verschiedenen Stände und Bildungsstufen der Menschen geben die verschiedenen Beleuchtungseffecte, und wir wählen, statt

mehrerer nur zwei Stände, an denen wir die Originalität, mit welcher der Neid bei ihnen leuchtet, zeigen wollen.

Es ist der Prediger und der Schauspieler. — Wie ämsig man auch in einer gewissen Zeit bemüht war, Aehnlichkeiten zwischen ihrem beiderseitigen Beruf aufzufinden oder hervorzubringen, in Betreff des Neides sind und bleiben sie die totalsten Gegensätze, da eines Theils der Prediger durch seine Standespflichten genöthigt ist, den Neid bis zur scheinbaren Nichtexistenz zu verstecken, andern Theils aber der Schauspieler eine Art von Privilegium zur freien Entfaltung desselben besitzt.

Während die Persönlichkeit des katholischen Priesters in seiner Kirche untergeht, und er gleich dem Vertreter eines Handlungshauses, das nie falliren kann, immer nur im Namen desselben auftritt, ist der evangelische Prediger darauf angewiesen, das Christenthum und die Kirche aus seiner eigenen Person herauszuproduciren, und hat dabei größeren Spielraum. — Seine Stellung zum Staat und

der Gemeine fordert ihn daher zur größten apostolischen Selbstständigkeit auf, und er wird wenig bedeuten, wenn seine Kirchkinder nicht an ihm einen Originalkern finden, um den sie, die Einzelnen, in schönen Glaubens- und Sittenkrystallen anschießen können.

Ohne Schwierigkeit läßt sich diese Aufgabe auf dem Lande und an allen Orten lösen, wo ein evangelischer Prediger eine Gemeine, deren Glieder nicht zwischen ihm und einem andern wählen können, seelpflegt. In den Städten aber, und überall, wo die Gemeineglieder den Einflüssen verschiedener Prediger zugänglich sind, fängt die Rivalität und der geistliche Neid an. Dieser richtet sich entweder auf den größeren Rednerruhm oder auf die höheren Einnahmen des Amtsbruders; am häufigsten auf Beides, da die letzten meistens von dem erstern abhängig sind. Das ist ein großes Unglück für den gesammten protestantischen Lehrbegriff. Während die katholische Kirche Diener hat, die sie vertreten, weil sie von ihr besoldet werden, hat der protestan-

tische Lehrbegriff nur geistliche Anhänger und Redner, die durch ihre Stellung genöthigt sind, in ein dienstbares, weil Beifall suchendes Verhältniß zum Publikum zu treten. Je beliebter ein lutherischer Pastor als Mensch, Hausfreund, Gesellschafter und Redner ist, desto mehr vergrößern sich seine Einnahmen. Es kommt auf ein gefälliges Organ, anziehendes Aeußere, auf geschickte Modulation der Stimme, auf ein leises Lauschen nach den Religionsbedürfnissen der Ton angebenden Gemeineglieder, auf eine größere oder geringere Accomodation an die orthodoxe oder rationale Ortsatmosphäre, auf blumenreiche Phrasen, oder imponirenden Bußdonner, kurz es kommt auf unendlich Vieles an, ehe ein lutherischer Stadtprediger das schöne Bewußtsein erringt, von der Aristokratie seines Wohnortes als ihr ausschließlicher Seelsorger gewählt, und seinen Collegen vorgezogen zu werden. Je zahlreicher und je wichtiger die Personen sind, die sich zu ihm halten, desto größer ist die Anzahl von Beichtgroschen und Confirmationslouisd'oren, in denen sich beicht-

kindlicher Dank ausspricht. Man wird daher protestantische Prediger oft wohl gegen den Zufall sprechen hören, niemals aber gegen Zufälligkeiten — Accidentien —, denn diese sind um vieles beträchtlicher, als die feststehende Besoldung.

Wenn es daher für das Reich Gottes vollkommen genügend wäre, daß der lutherische Prediger ein treuer Seelenhirt ist, so fordert das irdische Familienbedürfniß von ihm, daß er auch ein beliebter zu werden suche. Viele Prediger scheitern an dem Bestreben, beide Eigenschaften zu verbinden, und werden entweder das letzte auf Kosten des ersten, oder keins von beiden, wenn sie ihre Mühe scheitern sehen, das letzte zu werden. Jetzt verlieren die Meisten ihre apostolische Unbefangenheit und der Neid gewinnt arge Götzendiener.

Allerdings bedeckt der weite Talar die herben Gefühle vor den Augen der Menge; doch ist sie nicht so blind, als ihr meint. Glaubt ihr, es bleibe verschwiegen, wenn der Eine von Euch einem Gemeinegliede zuflüstert: „Wie der verehrte Herr

„Amtsbruder an der Ursulakirche, obzwar mit hohen „geistlichen Gaben gesegnet, doch seit längerer Zeit „ein Finsterling sei, der keine Moral mehr predige, „und um gute Zeit zu haben, sich in die Zeit schicke, „und mit dem Strome schwimme; denn in frühern „Jahren wäre er ein wahrer Bahrdt, ja schon ein „rechter freigeistiger Kasuar gewesen.“ Glaubt ihr, es bliebe verschwiegen, wenn ein Prediger sagt: „Der verehrte College hat wohl hierorts den mei„sten Beifall, aber ein Anderer dürfte seine Predig„ten nicht halten, gedruckt dürften sie nicht werden. „Sein Organ, seine Rednertalente sind ohne Zwei„fel höchst bedeutend, doch würden sie auf dem „Theater weit mehr an ihrer Stelle sein, und weit „größere Wirkung thun. Was hilft es, daß er „junge und alte Damenaugen unter Wasser setzt, und „für jedes Alter einen andern Blumenkranz aus schö„nen Worten windet, für jedes Verhältniß ein Sträuß„chen und noch ein Sträußchen aus dem Aermel schüt„telt; wenn man nach dem Mark des Glaubens sucht, „so findet man doch nur hohle weltliche Knochen.“

Anderweitig schleicht der geistliche Neid in gutes und schlechtes Druckpapier und haut unter anonymem Visir in Kirchenzeitungen und Literaturblättern grimmig auf seinen Gegenstand los. Er bewaffnet sich zuweilen mit dem Schilde evangelischer Freiheit und taucht sein Schwert in das Licht sprachlicher und historischer Kritik, um den symbolgläubigen Postillenband des Gegners abzuschlachten. Oder er zieht den Harnisch altlutherischer Dogmatik an und sticht in die zweite Auflage rationalistischer Arbeiten erbärmliche Löcher mit der Lanze des wahren Glaubens. Auf diesem Gebiet ist der geistliche Neid oft die Ursache welthistorischer Ereignisse gewesen.

Wie viele Neider hatte Arius. Wie oft haben mächtige Bischöfe der ersten fünf christlichen Jahrhunderte aus Neid gegen einen Rivalen die Glaubensansichten des Beneideten verlassen, und die ihrige im Bezirk ihrer Macht zur Norm erhoben; wie oft versuchen Aehnliches im kleinern Maßstabe weniger mächtige lutherische Nachmittagsprediger?

Wer die geheimen Archive mancher theologischen Redactions-Büreau's sehen könnte, würde viel zu erzählen wissen, wie mancher Mitarbeiter der evangelischen Restaurations-Zeitung nach einem verunglückten Versuche, sich aus dem kärglichen Diakonate zu reißen, ein arger Republikaner in den allgemeinen evangelischen Freiheitsblättern geworden ist, und wie wiederum eine vergebliche Probepredigt viele ungläubige Oppositionsmitglieder von der linken auf die rechten Seite geworfen hat.

Jeder Besitzer eines Predigeramts wird durch einen ihm zur Seite gestellten bedeutenden Rival aus seiner Ruhe gebracht werden. Trägt dieser auf gleichem dogmatischen Grunde eine gemäßigte Ansicht vor, so wird der Erstere seinen Glauben zum äußersten Extrem steigern, um wo möglich alle Vergleichpunkte aufzuheben; tritt aber der Rival schon als Ultra auf, so wird der von ihm Bedrängte ohne Zweifel sich nach und nach auf die entgegengesetzte Seite neigen, um seinen Neid unter ketzerischen,

oder Verdunkelungs-Verdächtigungen spielen lassen zu können.

Doch endlich fort von der Kirche und zum Theater. — Glückliches Volk ihr Künstler und Künstlerinnen! Euch betrachtend verliere ich den Pinsel, mit dem ich die Farben bei dem Gemälde des Neides verderbe, und fange selbst an, Euch zu beneiden.

Wir sogenannten tugendhaften und bürgerlich arrangirten Menschen stecken von der Wiege an bis zum Sarge in einer moralischen Zwangsjacke. Dem Kinde angezogen, wächst sie dem Jüngling ins Fleisch, und wir Männer wissen nicht mehr, wo wir noch lebendig oder schon steifleinen sind. Anders ihr. Die Gesellschaft schloß mit Euch ein großmüthiges Concordat, das Euch nicht nur gemischte Ehe und gemischte Liebe, sondern jegliche Art von Mischung verstattet, die ihr mit Euren Leidenschaften anstellen wollt. Während unser Leben nichts als eine Kette von Selbstverleugnungen ist, mit der wir an das Halseisen der öffentlichen Meinung gefesselt sind, seid ihr frei wie Schwalben und Sper-

linge, auf die nur dann und wann ein junger hungriger Rezensenten-Sperber stößt. Zwei Begriffe umrahmen eure Existenz, sie heißen: „Auf der Bühne“ und „Hinter den Coulissen.“ —

Am Abend von sechs bis neun ertönt für Euch die Stimme aus dem Innern, die Euch sagt, was Recht und Unrecht ist. Dies Gewissen ist der Souffleur, und wenn er Euch nicht mehr mahnt, wer beschränkt dann noch Eure Freiheit? Wuth, Zorn, Rache, Bosheit, Haß, Feindschaft Tücke, Neid und wie die chromatische Tonleiter des Satans heißt, Ihr spielt sie Abends nach Noten und außer der Bühne nach eigner Melodie und Harmonie. Wenn es unsern Ohren auch ein wenig absonderlich klingt, wer wird Euch freie Künstler nach unsern bürgerlichen Generalbaßgesetzen beurtheilen. Der Ausdruck „hinter den Coulissen“ erweckt ja schon in unsern Herzen ein wahres Hundstags- und Fastnachtsgefühl, eine Vorstellung, die keine Schulstunden und keine Polizei kennt, um wie viel mehr Euch. Wie leicht und schön liebt es sich hinter dem Hin-

tergrunde, wie bequem haßt es sich dort! Die Liebe hat ein Toleranzedict, der Neid eine Magna charta in Thaliens Bezirk. Die Freiheit steigert die Industrie, und so wird dem dramatischen Neide möglich, was dem bürgerlichen nie gelingt. Nimmer wird sich der Bäcker über den Fleischer ärgern, daß dieser mehr Fleisch verkauft, als er Brot; aber Heldentenore vergiften mit ihren Augen erste Baßväter, wenn diese mehr Beifall erhalten, als sie selber. Daß Weiber lieben können, wenn sie wollen, wer weiß das nicht; Schauspielerinnen können aber auch lieben, wenn sie wollen. Diese Erscheinung würde wunderbarer sein, wenn nicht die Gewalt über die Liebe ein Gegenmittel für den Mangel an Macht über den Neid wäre. Was hat eine arme Künstlerin für Mittel, um ihren Neid gegen eine Rivalin zu bewaffnen, ihr die Beifallszufuhr abzuschneiden, mehrere ihrer besten Rollen zu erobern, und sie in Nebenparthien auszuhungern? Liebe! Nichts als Liebe! Liebe gegen die Kritik, den Director, Regisseur, Souffleur,

gegen Comité-Mitglieder u. s. w. Sie muß also lieben können, wenn sie will, und wen sie will, und erst, wenn die Liebe dem Neide nichts helfen kann, mag er den Haß als Banditen dingen. Wehe, daß ich es sagen muß, aber die Wahrheit ist mir werther, als jede zarte Rücksicht: ich fand Kammerjungfernägelspuren in Fürstentöchtergesichtern, bürgerliche Demoisellenhände auf altadeligen Fräulein-Wangen — und zwar auf den ersten Bühnen zweiten Ranges. An Hoftheatern kann so etwas natürlich nicht vorkommen; dort hat die Liebe zu viel Macht, als daß der Neid nöthig hätte, den Haß zu Hülfe zu rufen.

Wehe der Besiegten, das heißt der Geschlagenen! Wehe, wenn die Lilien und Rosen des Antlitzes ihre Farben vor Schreck und Schmerz wechseln; wenn die schönsten Locken, mit denen vielleicht erst am Morgen die Hand der Liebe gekost hatte, am Abend von der Furie des Hasses gemäht niedersinken, und wie schlanke Pappeln in Herbststürmen mit der Wurzel ausgerissen werden! Was

bleibt der Unglücklichen übrig? Eine Klage bei dem Director hilft wenig, er ist eine neutrale und schale Person; eine Klage vor Gericht noch weniger, denn unsere europäischen Gesetzsammlungen sind in dem Artikel der Realinjurien bei gebildeten Damen noch höchst unvollständig. Weniger frei sind in dieser Hinsicht darstellende Künstler. Sie wagen Gagenverlust, Polizeiarrest, gerichtliche Verurtheilung, wenn sie das stille Wetterleuchten des Neides mit nahen Schlägen zu einem förmlichen Gewitter machen. Ihr Neid ficht mit den Waffen der Intrigue. Die Intrigue ist auf der Bühne erfunden worden, mag sie jetzt an Höfen, Kammern und Kabinetten auch feiner, mächtiger, umfangreicher geworden sein, es ist ja nichts Seltenes, daß eine Kunst von Andern, als ihren unmittelbaren Erfindern, auf die höchste Stufe getrieben wird.

Die praktisch-dramatische Intrigue erhält nun ihre höchste Aufgabe, wenn es gilt, Gastfreundschaft auszuüben. Was hat der einheimische Held zu

Bayerische
Staatsbibliothek
München

thun, wenn ein durchreisender Eroberer ihm seine schönsten Rollen nimmt. Der Fremde ist außerordentlich bedeutend, und als ein erster Stern an vielen Orten gekannt — dann geht es noch, und der Neid wetzt jetzt nur seine jungen Wolfszähne, leidet an unaussprechlicher Langeweile, und denkt: in wenig Jahren will ich dir auch wohl nach der Kehle springen. Der Fremde ist im zweiten Falle nur ein gewöhnlicher guter Künstler. Da fängt der bedrohte Einheimische den kleinen Guerillaskrieg gegen ihn an. Er nimmt seine halbe Monatsgage und besticht den Souffleur, damit dieser den fremden Gast zuweilen sitzen läßt, er fetirt einen seiner intimsten Collegen, um durch eine improvisirte Krankheit ein Paar drohende Aufführungen zu hintertreiben, er sagt dem Regisseur, der fremde Künstler habe mit Achselzucken von ihm gesprochen, und endlich läßt er seinen Neid in mehreren Winkelblättern als Hautausschlag ausfahren. Wer kennt sie nicht, unsere schmutzigen deutschen Recensirhäuser, in denen die ärmeren dramatischen Künstler zwar nur ihr ei-

Bayerische Staatsbibliothek München

genes Lob, die besser besoldeten aber auch noch den Tadel ihrer Rivale erkaufen können?

Man lasse einem Schauspieler oder einer Schauspielerin die Wahl, das Mißfallen eines gefürchteten Gegners bei eigner mäßiger Anerkennung zu erleben, oder die vollsten Lorbeerkränze mit ihm zu theilen; sie werden unbedenklich das erstere vorziehen, und sich mit Lust an den Zuckungen weiden, an denen der Ruhm des Beneideten sein Leben aushaucht. Die Kälte des Publikums, mit der es den Rivalen eines Schauspielers empfängt, ist diesem ein hesperischer Frühling, belebender als die Sonne des eigenen Beifalls. — Eine Bühnenjungfrau wird über das Glück einer Nebenbuhlerin seufzen, die durch eine glänzende Heirath in dem Salonhafen des bürgerlichen Lebens landet; sie wird aber wüthen, wenn der Andern von irgend einer Genossenschaft eine Abendmusik gebracht wird. Natürlich, geheirathet wird das Weib, die Musik erhält die Schauspielerin, und des Weibes Neid hat Gränzen und bleibt Neid, der Neid der Schauspielerin

und des Schauspielers ist unbegränzt und wird Mißgunst.

Kein anderer Stand ist so unabhängig von der öffentlichen Meinung, als der Schauspieler, und nie steht er still und fest in ihr. Ist er nicht in seinem Fache der Erste, so bürgt ihm Niemand, daß er nicht bald in der Gunst unter den Letzten sein werde, und wie das Weib keine zweite Liebe in dem Herzen des Mannes duldet, so duldet der Schauspieler keinen Nebenbuhler in dem Herzen des Publikums. Das eifersüchtige Weib kann gar keinen Neid empfinden, sobald sie sich überzeugt hat, daß sie die Liebe ihres Mannes mit einer Andern theilt. Die Gewißheit davon entzündet unversöhnlichen Haß in ihrem Herzen. Beim Schauspieler dauert und rechnet der Neid so lange, bis er herausgebracht hat, wie gefährlich ihm der Nebenbuhler ist, dann wird er zur Mißgunst, zum Haß, zur That.

Wollen wir den Schauspieler deshalb tiefer stellen, als andre Staatsbürger?

Seine Fehler wurzeln in seinen Standesverhält-

nissen, und diese hat mehr das Publikum, als er geschaffen.

Genug des Uebels und der Krankheitserscheinungen. Wie schützen wir uns vor dem Neid, wie erkennen wir seine ersten Symptome, wie heilen wir ihn? Ist er ansteckend? vielleicht hilft uns Absperrung? Nein! — Der Neid ist miasmatisch, er springt über Zeiten und Räume. Gleich der Cholera spottet er aller Präservative, und wiedergeborne gläubige Christen werden von ihm nicht minder befallen, als unwiedergeborne Weltkinder. Dem Erscheinen der ersten Neidsymptome sind Alle, Alle ausgesetzt; aber auf diese sei man wachsam. Sie äußern sich darin, daß man die Zustände Anderer häufiger betrachtet, als seine eigenen; daß man Parallelen zieht zwischen eigenem Wohl und Glück und dem fremden. Hat man sich hierbei betroffen, so untersuche man sein Herz und frage, ob wir im Stande wären, für die Beförderung eines fremden Glückes etwas thun zu können, im Fall wir selbst nach einem gleichen oder ähnlichen strebten. Ver-

neint unser Herz diese Frage, dann ist der Neid im vollsten Wachsthum, und wir können ihn nur mit einer ganz allopathischen Arznei aus dem Felde schlagen. — Wie heißt das milde Oel, das die Säure des Neides neutralisirt? — Es ist das Mitleid. — Den Beneideten zu lieben, wird Dir anfangs zu schwer sein, aber du wirst bei einiger Aufmerksamkeit eine wunde Stelle seines Zustandes entdecken, die dein Mitleid verdient. Impfe seinen Schmerz symbolisch deinem Gefühl ein; er wird dein Herz mit milder Wärme beleben, die bald in die Flammen der Liebe ausbrechen, und deinen Neid verzehren wird. Der Rauch derselben steigt als wohlgefälliges Opfer zum Himmel auf, und wird einst in schönen Wolken das Abendroth deines Lebens umsäumen.

Ueber den Nutzen des Champagners.

Nützliches mit Schönem verbinden, ist eine zwar sehr alte, aber noch immer dauerhafte, und deshalb auch vielgebrauchte Redensart. Durch sie ist die schielende Idee entstanden, daß das Schöne an und für sich nicht nützlich, und das Nützliche nicht schön sei. Wenige Menschen werden daher die Annehmlichkeiten des Champagners bestreiten, viele aber seinen absoluten Nutzen. Indem ich den letzten ausführlich und bündig darzuthun bemüht sein werde, hoffe ich einen nicht unwichtigen Beitrag zur Zerstörung jenes alten Vorurtheils, das die Vereinigung der Begriffe von Schönheit und Nutzen so schwer duldet, zu geben.

Ich könnte mich nun zuerst nach Frankreich wenden, und durch statistische Tabellen zeigen, wie groß der baare Ertrag der Weinbergsbesitzer ist, wie viel Tausende von Menschen durch den Anbau des Champagners ihren Unterhalt finden; ich könnte von den Einnahmen der Regierung sprechen, von dem wohlthätigen Einflusse auf den Handel u. s. w. Doch alles dies wäre nur ein Nutzen Frankreichs, und der Verlust des Geldes, das alle Länder dahin steuern dagegen ein Schaden, zwischen welchen erst eine Bilance zu ziehen wäre.

Nein! — Es soll der absolute Nutzen des göttlichen Weins, der durch kein Opfer zu theuer erkauft werden kann, ans Licht gezogen werden.

Mit der ehernen Fessel der Schwere sind wir an die Erde gebunden. Die lederne Stiefelsohle ist das Siegel der Abhängigkeit, mit dem die Schuhmacher unsere Knechtschaft so richtig bezeichnet haben. Sehnsuchtsvoll blicken wir an heitern Frühlingstagen nach dem blauen Aether, wir trinken seinen Hauch, das Herz will sich erheben und auf-

schwingen, aber die lederne Wirklichkeit der Sohlen hält uns an der Erde fest. Da naht wie ein Götterbote der Champagner, und giebt dem Sklaven auf kurze Stunden die Freiheit. Er löst die Schwere des Fleisches durch seinen Geist, wir verachten die Erde unter uns, schätzen Stiefel und Schuhmacher gering, und fühlen uns himmelwärts gehoben.

Was wäre die Erde ohne Himmel, was wäre die Fußsohle ohne Herz, und was der Mensch ohne die Ahnung der Freiheit, die der Geist einst genießen wird, wenn er mit feinerem edlerem Leib, wie mit einem Stabe das All durchwandert, während er jetzt an diesem Körper, wie an einem schweren Block gefesselt ist. Solche Ahnungen besserer Zukunft giebt uns aber vor allem der Champagner.

Unser Geist, der langen Knechtschaft gewohnt, in der ihn der Körper erhält, ist mit diesem fast zu einem Ganzen verschmolzen. Der Champagner ist ein Herrschergeist, und duldet keinen zweiten neben sich. Er verjagt bald den unsrigen aus seiner Gehirnhöhle, aus Hand und Fuß, und herrscht eigen-

mächtig. Verständige Menschen, Dichter, Schauspieler und Virtuosen lassen ihn nun auch frei und ungestört in ihrem äußern Menschen walten, und leisten dann Außerordentliches, was dem ordinären Menschen nimmer möglich wird, weshalb diese auch vorzugsweise nüchterne Seelen genannt werden. Unverständige und Dünkelvolle sind aber auf ihren eigenen Geist so stolz, daß sie ihn dem Champagnergeiste nicht aus dem Wege gehen lassen. Es erhebt sich Streit und Zank zwischen beiden Gewalten, die sich in irren und wirren Reden äußert, wozu es bei den Vernünftigen nie kommt Was giebt es Höheres, als begeisterte Weltverachtung, die sich nicht um den andern Morgen kümmert, die irdische Sorgen und Schmerzen nicht mehr fühlt, und die Selbstsucht in seliger Liebe zu allen Menschen aufgegeben hat. Diese Seelenstimmung lehrt der Champagner nicht nur, er macht sie. Der Mensch hat gar nicht nöthig, sich diese oder jene Wahrheiten in die Seele zu rufen, er darf sich nicht durch Schlüsse und Gedanken hindurch arbeiten, er hat nur zu trinken.

Doch auch als Lehrer, als Beispiel ist der Champagner erhaben und vortrefflich.

Füllt schnell ein Glas bis zum Rand. Seht, wie es zischt, sprudelt, schäumt — in wenig Secunden reicht die unruhige Flüssigkeit nur noch bis zur Hälfte des Glases. Hier habt ihr ein Bild vieler wichtiger Lebenserscheinungen. Amor läßt den Kork der Herzen im gegenseitigen Geständniß springen, Hymen gießt die Flitterwochen voll schäumender Perlen, das Glück hat nicht Raum in der Brust, und fließt über auf das Tischtuch des häuslichen Herdes! Laßt den Kelch der Liebe nicht verrauchen, Perle um Perle zerplatzt, und nach einem Jahr wird sich zeigen, wie viel wirklich flüssige Neigung im Kelche des Lebens geblieben ist.

Von allen schönen Jugendhoffnungen, die in unserm Kopfe gähren und zischen, bleibt den durstigen Lippen des Mannes fast immer nur ein halbes Champagnerglas. Das merkt euch, ihr Trinker, und schenkt langsam ein. Wie demüthig würden wir werden, wenn uns ein frisches Glas Cham-

pagner alle Tage zeigte, wie viel von unsern guten Vorsätzen Schaum ist, der auf den Boden des täglichen Lebens fließt, und wie bescheiden die ruhigen Tropfen der That sich dagegen ausnehmen.

In jedem Gymnasium sollten die examenfrohen Jünglinge, die ohne Stolpern in der Reitbahn der Geschichte über alle chronologischen Zahlen gesetzt, ohne Hülfe eine Horazische Ode interpretirt, und eine Gleichung des dritten Grades aufgelöst haben, mit hinreichendem Champagner bewirthet werden, und erfahrene Professoren sollten beim Einschenken zu ihnen sprechen: Was Sie uns heut von Kenntnissen zum besten gegeben haben, war gleich diesem Mousseux, und hat dem Ohre wohl gemundet. Aber wenn Sie in zehn Jahren praktische Beamtete, Aerzte, Geistliche u. s. w. sein werden, wird von dem Latein nur noch ein Cäsar-Restchen, von der Algebra kaum ein Regeldetri-Schluck, und von der Geschichte höchstens eine kleine Anekdoten-Neige zu finden sein. Darum meine Herren, vergessen Sie nicht, dann und wann wieder einzuschenken.

In den untern Klassen müßten der studirenden Jugend von zehn bis vierzehn Jahren, an Examentagen zuerst verschiedene Sorten geringeren Weines gereicht werden, und der Lehrer müßte fragen: Nun ihr faulen Quartaner, wie schmeckt Euch dieser Wein? Die Antwort wird wahrscheinlich lauten: Nicht besonders, wir haben ihn schon besser getrunken! — Das glaube ich! — Nun, dieser Wein ist ein Bild von Euren Schulleistungen. — Eure schriftlichen Arbeiten schmecken mir noch viel weniger, Eure Antworten sind noch viel schaler, Eure Uebersetzungen haben noch weniger Geist. Aber wie? Was meint ihr zu diesen Wein? (Hier springen mehrere Körke, und die dummen Jungen trinken, wie vernünftige Studenten). Ah! Sehr schön! Vortrefflich! Seht! Diesem Weine sollt ihr gleich werden. Eure Kenntnisse müssen überfließend moussiren, das rege Leben der Wissenschaft muß immerfort in Euch emporsteigen, wie diese Perlen, der ewig frische Geist der alten klassischen Sprachen muß sich mit der Süßigkeit der Humanität vereinigen; kurz, ihr müßt so

vortrefflich werden, daß es jedem Lehrer ganz gleich ist, Euch ein Paar Stunden zu geben, oder ein Paar Flaschen Champagner zu trinken.

Doch nicht nur Knaben und Jünglingen giebt der Champagner treffliche und weise Lehren, allgemein befördert er Erkenntniß und Tugend. Wenn wir den großen Haushalt der Natur betrachten, so finden wir zwar viele Beispiele von der Weisheit Gottes, aber giebt es wohl kein schöneres, als daß sie neben der Champagnertraube auch die Korkeiche geschaffen hat, und so den Menschen auf die Erfindung der Stöpsel unmittelbar hinwies. Was wäre der Champagner ohne Stöpsel? Eine Wahrheit ohne Beweis, ein Wechsel ohne Acceptation, eine Nacht ohne Morgen, ein Lied ohne Worte — ein miserabler Landwein.

Hunderte von Menschen trinken Champagner, heut eine halbe Flasche zu wenig, morgen eine ganze zu viel, nach Laune, Kasse und Gelegenheit. Tausende aber genießen keinen, weil sie ihn nicht bezahlen können, und dieser Nichtgenuß, diese Cham=

pagnerunmöglichkeit ist der wahre unsichtbare Mäßigkeitsverein, der ohne Heuchelei ist, und darum wirkliche Realität hat. —

Kann Jemand erst eine Flasche Champagner bezahlen, wie leicht wird er von falschen Freunden, falschen Hoffnungen und falschem Ehrgefühl verleitet, die zweite, dritte, oder wie die Mathematiker sagen, die nte, welches eine unbestimmte Größe ist, anzufahren. Wenn seine Kasse aber nur auf eine Flasche eingerichtet war, so lernt er Schulden machen. Das hat nun zwar auch sein Gutes und seine entschiedenen Vortheile für den Schuldner; denn wer erst Luxusartikel borgen gelernt hat, der lernt nach und nach auch die Kunst, sich die ordinairen Bedürfnisse des Lebens, als Essen, Kleider, Miethe u. s. w. ohne Geld zu verschaffen, und ist also für lange Zeit versorgt. Indessen dieses Balanciren zwischen bezahltem und nicht bezahltem Champagner führt doch meistens zu einem Schaukelsystem, in dem schon Viele gefallen, aber nur Wenige wieder aufgestanden sind. Wer entschieden gar

keinen Champagner bezahlen kann, auch nicht die ersten Flaschen, die Creditmütter der folgenden, der lernt die Kunst des Entbehrens. Er bleibt bei den einfachen Freuden eines sanften Landweins stehen, und reiht sich so unbewußt den Gliedern des wahren Mäßigkeitsvereins an, die nie zu viel trinken, weil sie niemals genug haben.

Es ist unglaublich, mit welchem Stumpfsinn viele Menschen beim Essen und Trinken ihre Zunge brauchen. Zwiebeln oder Trüffeln, Häring oder Sardellen, Kümmelbranntwein oder Himbeerliqueur, veredelter Naumburger oder ächter Johannisberger — alles gleitet mit gleicher geistloser Unbefangenheit von der Zunge in den Abgrund des Magens, dem es freilich gleich ist, ob er Pasteten oder Häringsköpfe begräbt. Nur wenige gebildete Naturen essen mit derjenigen unpartheiischen und kenntnißreichen Kritik, die den ätherischen Balsam des Fleisches, die Blüthe und Firne des Weines gehörig zu schätzen weiß. Diese haben aber hauptsächlich durch das Studium des Champagners den sichern

Geschmack und das feine Urtheil erlangt, das ihnen die ersten kritischen Stimmen an den Tischblättern der Diner-Redactionen zuertheilt. Wie verständig erzieht unser Wein die ihm zur Bildung anvertrauten Zungen. Strenge und Liebe weiß er im rechten Maaß zu vereinen. Mit seinem sanften Prikkeln spornt er träge Zungennerven an, mit seiner Süße erfreut er die fleißigen, mit seinem Gas stärkt er den Gaumen, mit seinem Geist belebt er die Muskeln, und mit der Reinheit seines Elementes, die keinen Nachgeschmack hat, sorgt er für den sittlichen Charakter aller Geschmacksorgane. — Wer sich in Cliquot Bollinger und Sillery geübt hat, der wird sich in jedem Weine zurecht finden, er wird sich weder von dem süßlichen Malaga etwas Unwahres vorschmeicheln lassen, noch wird ihm irgend ein Portwein mit vornehmer Grobheit imponiren können.

Glücklich sein wäre das höchste Gut des Lebens, wenn nicht glücklich machen noch höher stände. — Und was giebt die reinste Freude? Ist es der Be-

sitz, der Genuß? Nein, es ist die heitere Erwartung, die frohe Hoffnung. — Preis darum dem edlen Weine, der Alle glücklich macht. Millionen Hoffnungen steigen auf den Perlen, die er uns in seinem Becher reicht, empor. Die Perlen zerplatzen zwar, aber was schadet das? Zerplatzt nicht die Wirklichkeit des Glückes auch gar oft, und darf man die Größe der Freude nach der Länge ihrer Dauer messen? Sein frischer Thau färbt die Zukunft mit schönerem Grün, er weckt die schlummernde Heiterkeit, und läßt sie in Blumentänzen uns umgaukeln. In seiner Glut schmelzen die Eiszapfen der Sorge, und er breitet eine wärmende Decke über alle Kälte des Lebens. Und weil er so vortrefflich in seiner Hoheit ist, so bleibt ihm auch Herz und Sinn, Zunge und Gemüth für immer treu. Die andern Weine gleichen den Liebschaften, die wir Männer vor der Ehe hatten, sind wir aber einmal bis zum Champagner und bis zur Frau gekommen, dann sind alle andern Weine und Mädchen todt für uns.

Ich nannte den Champagner oben einen Herrschergeist. Das ist er durch seine Eigenschaften, aber er ist es durch Verdienste geworden, nicht durch Geburt. Er muß allen niedern Ständen Muth und Vertrauen zu sich geben; denn Niemand zeigt mehr als er, wie hoch Erziehung und Bildung den Niedern erheben kann.

Was giebt ihm seinen Rang in der Gesellschaft? Besitzt er adliges Rheinweinblut; ist er ein Genie, das fertig aus der Kelterwiege springt? Besitzt er den ererbten fetten Reichthum des Tokaiers, den Uebermuth der feinen griechischen Weine? Nichts von alle dem! — Er ist von Geburt ein einfacher, französischer Bauer, der tief unter jenen Weinen steht, die die geborne Aristokratie des Bacchus ausmachen. Aber zu den vortrefflichsten Anlagen, mit denen er geboren wird, gesellt sich die verständigste und ausdauerndste Erziehungskunst, die ihm den Grad seiner spätern Bedeutung verschaffen.

Es ist hier nicht der Ort, seinen ganzen Bildungsgang ausführlich zu beschreiben, denn der gehört in das Gebiet der Weinpädagogik, und diese

wohnt mit des Geheimnisses ewiger Mitternacht in dunklen Kellergewölben. „Was dort lebt in der dunklen Höhle, erfährt nicht des Trinkers glückliche Seele.“ Doch so viel sei erwähnt, daß der Hauptmoment in der Champagnercultur darin besteht, daß man bei ihm, so wie bei den Menschenkindern, den Gährungsproceß der Flegeljahre stört, ihm die unreinen Grundsätze entzieht, und bessern Geist einflößt, ihm dabei fortwährend den Daumen aufs Auge drückt, und ihm die wenigste Freiheit verstattet.

Ich nannte oben den Champagner einen Gegenstand der ausdauerndsten Treue. Aber er ist auch ein Herd der Gastfreiheit, ein Beförderer der Bruderliebe und ein Gift der Selbstsucht.

Die geizigsten Personen gerathen bisweilen durch Zufall in die Nähe eines freigebigen Champagnerwohlthäters, und werden in den Kreis seiner milden Gaben hineingezogen. Haben sie hier erst einige Gläser in sich gesogen, so wird der Schmutz ihrer Gesinnung hinabgespült, der klebende Geiz

aufgelöst, und sie werden immer hitziger in edlen Gefühlen, bis die Tugend endlich so hoch in ihrem Herzen steigt, daß sie in den allgemeinen Sturm der Freude hineinrufen: Kellner, noch eine Flasche für mich! — Während diese getrunken wird, verliert der nüchterne Verstand, dieser elende Hausknecht des Geizes, gänzlich seine Herrschaft, das Herz wächst mit der Fluth des Weins, und bald ruft er mit heroischem Ausdruck: Kellner, noch zwei Flaschen! — Käme dieser Mann öfterer in Gesellschaften, in denen durch einige Lockgläser sein erstarrtes Herz erweckt würde, er könnte sich zu einem wahren Wohlthäter der Menschheit hinauftrinken. Denn wenn er erst dahin kommt, daß er nie nüchtern ist, so wird er den Werth des Geldes gänzlich verlernen, und all sein Hab und Gut den Armen geben. —

Hindernd greift der Stolz in die schönsten Zwecke der Menschheit. Wer heilt ihn besser, als der Champagner? Der Stolze übersieht seine Nebenmenschen, und spricht wenig und gemessen, weil er theils durch

zu viele Worte etwas von seiner eingebildeten Würde zu verlieren glaubt, theils seine Gedanken für zu erhaben hält, um sie an Jeden zu verschleudern. Führt einen solchen Widerwärtigen in den Dunstkreis des Champagners! Er wird anfangs stumm vor sich hinblicken, später jedoch nach dem Kellner rufen. Er fängt an zu trinken, und wird menschlicher, sucht Gesellschaft zu sich zu ziehen, oder nähert sich selbst den Andern. Er lernt nach und nach fühlen und sprechen, und steigt endlich von dem Blocksbergsgipfel seines Ich hernieder in das Thal zur andern Menschheit, sich wundernd, daß der Weg bis dorthin so kurz ist. Er erzählt jetzt Alles. Wie viel Zähne sein jüngster Sohn hat, und wie viele Freier seine älteste Tochter, daß er dies Jahr nicht aufs Land ziehe, weil er ein Haus in der Vorstadt kaufen wolle, daß seine Frau das Stubenmädchen entlassen hat, obwohl er mit ihr recht zufrieden gewesen, und tausend andere Geschichten. Bei der zweiten Flasche fängt er an Mäkler, Juristen und Polizei-Beamtete durcheinan-

der zu umarmen, und will auch dem weiblichen Dienstpersonal, das in seine Nähe kommt, beweisen, daß er sich gar nicht für besser halte, als sie. Nachdem er noch einige Zeit fortgezecht hat, giebt er den höchsten Beweis von Herablassung, indem er ganz zwanglos von der Bel-Etage des Stuhls auf das Parterre gleitet, und so lernt er praktisch, daß nicht nur das Grab alle Menschen gleich macht, sondern auch der Champagner. Auf diesem Wege sind schon viel Stolze geheilt, viele Hochmüthige erniedrigt, viel Demüthige erhoben worden, denn ist Jemand erst bis zu dem Grade von Demuth gelangt, daß er unter den Tisch fällt, so wird die übrige Gesellschaft natürlich davon gerührt, und sorgt dafür, daß solch zerknirschter Sinn wieder aufgerichtet und erhoben werde. —

Den wichtigsten Nutzen des Champagners hob ich mit Recht bis zuletzt auf. Es ist sein segensreicher Einfluß auf Kunst und Künstler.

Wo die Kunst gefallen ist, da ist sie durch die Künstler gefallen; aber wo sie gestiegen ist, da ist

sie durch den Champagner gestiegen. — Warum liegt die Malerei noch immer so tief darnieder? — Weil die Maler noch immer in Italien studiren, und dort kein Champagner ist. —

Warum steht die dramatische deutsche Poesie der französischen so weit nach? Weil die deutschen Schauspieldichter weder Champagner baar bezahlen können, noch viel Credit haben. Man will ihnen keinen Geist leihen, weil man weiß, daß sie so wenig wieder zu geben vermögen. — Hier sollten nun unsere ersten Bühnendirektionen einschreiten, und eine große Creditanstalt in Form einer Champagnerniederlage etabliren, gleichsam eine Seehandlung, aus deren Fonds das deutsche Lust- und Schauspiel unterstützt werden müßte. Der jetzt betretene Weg der neu errichteten deutschen Tantièmen an der Tageseinnahme ist ein verfehlter. Wir Deutsche brauchen nicht schwerere Talente, sondern leichtere dramatische Gewissen. Man soll uns nicht Gold an die Füße hängen, sondern unsere Köpfe durch Gas erheben, sie gleich den Luftballons, leichter als

die umgebende Luft machen, damit sie sich über die Atmosphäre der dicken Langweiligkeit aufschwingen können.

Was der Wein auf die Poesie überhaupt wirkt, sagt schon Horaz in den Worten: Carmen aquae potoribus scriptum non placet. (Ein Lied beim Wasser geschrieben, gefällt nicht.) Und Horaz kannte nur sein Calener und Falerner Getränk. Was für Oden er mit Champagner geschrieben haben würde, zeigen uns die Heineschen Palais-Royalpoesieen. Ich nehme nämlich keinen Anstand in H. Heine den modernen Horaz zu finden, und ihn über seinen antiken Ahnherrn zu setzen. Heines Maria ist zwar lüderlicher, als Chloe, Glycere, Lydia und Lalage, aber darin liegt eben die größere Kunst. Im ungenirteren Alterthum wurde die Dezenz dem Dichter schwerer, in unserm modernen Staat ist die Poesie der Tugend das leichtere. Um wie viel es aber schwerer ist, in sittenreinen Zeiten anrüchig, als in sittenlosen anständig zu schreiben, darf ich nicht erst beweisen. Heines Metrik geht in Pan-

toffeln, herunterhängenden Strümpfen und aufgestreiften Hemdsärmeln, die Horazischen Verse erscheinen in stetem schönen Goldpanzer, kein Glied zu kurz, keins zu lang. Das Negligee der Verse ist ein sicherer Beweis für die größere Schönheit des nackten Gedankens. Doch was mich überhaupt zu dem Vergleich berechtigt, ist die Art ihrer Sprachherrschaft. Es sind beides zwei Adjectiv-Könige. Horaz ist reich an gebildeten Unterthanen, aber er beherrscht sie nur constitutionell nach logischer und ästhetischer Charte; Heine ist ein völkerreicher despotischer Fürst, der jedes Adjectivum zur unwidersprochenen Erfüllung seines Willens zwingt. Würde — so frage ich — in einem constitutionellen Sprachstaat sich der Adjectivbegriff „plätschernd“ gefallen lassen in den Dienst des Hauptworts Geheimniß zu treten? Nimmermehr! Weißes Elend — ausgestopfter Dialekt — rothe Geschichte — plätscherndes Geheimniß — O Heine! — Welche Tyrannei der Logik, aber auch welche Größe und Macht, so lange die gemißhandelten Begriffe sich nicht empören.

Und worin besteht das Geheimniß solcherlei poetischen Stärke? Im Champagner. — Trüffeln und deutsche Herzen im Champagner sind gleich unwiderstehlich und erhaben.

Von allen Künstlern ist Niemand vortrefflicher, als dramatische Sänger und Virtuosen, denn Niemand wird so gut bezahlt als sie.

Beides war früher in geringerem Grade der Fall. Die Kunst ging nach Brot, und war meist ärmlich; darauf erkannte sie ihren Irrweg, ging nach Champagner und hob sich in ihren Leistungen, wie in ihrer Würdigung. Es ist der stärkste Irrthum, wenn man denkt, daß unsere Opernhelden sich vor kühlen Tränken hüten, daß sie die Stimme mit Milch und Wasser conserviren, sie trinken Alle, Alle. Nicht nur der lüderliche Don Juan und der leichtsinnige Figaro, sondern auch der nüchterne Wilhelm Tell, der bleiche Lord Ruthwen, der mäßige Masaniello, Jakob aus Kanaan und Robert der Teufel, und zwar am liebsten — Champagner. — Daher auch unsere kolossalen Kunsterfolge. Was

wollte das alte Scalasingen viel bedeuten? Jetzt wird Scala getrunken, und hierdurch die Kehle weit zweckmäßiger ausgebildet, die Stimme viel sicherer abgerundet. Je schöner der Wein, desto klangreicher das Organ; je voller die Flasche, desto voller der Ton. Coloraturen, Fiorituren, Triller, Cadenzen, Passagen — alle Kunststufen und Effecte sind symbolisch im Champagner verschlossen; ihn öffnen und trinken, heißt sie sich aneignen. Beim Frühstück studiren Heldenbässe und Liebestenore in langathmigen Zügen das Portament, auf welches die Gunst der Damen sich niederläßt, der Morgen-Champagner verwandelt sich am Abend in die prächtigsten Arien und Duette, diese werden bei dem Cassirer in baares Geld, und das wieder in Champagner umgesetzt. So wird die schöne Kette geflochten, an der unsere Kunst aufgehängt ist.

Von dem entschiedensten Einfluß war aber der Champagner auf die Entstehung des modernen Klavierspiels; ja man kann sagen: er ist sein eigentlicher Schöpfer gewesen. Seine elastische Kraft ist das

Vorbild zu dem neuen Anschlage gewesen. Der in die Kehle sanft hinabgleitende süße Strahl — die Melodie der Mittelstimme, das erhöhte Klopfen des Pulses — die auf- und abrollenden Baßpassagen, und das sanfte Kribbeln der entbundenen Kohlensäure in der Nase — die obeneinhersprühenden Discantfiguren. Wenn man zwei Flaschen Champagner mit Nachdenken getrunken hat, so kennt man alle Thalbergschen Compositionen.

Habe ich den Nutzen des Champagners bündig genug bewiesen? Nun so bin ich auch seiner Schönheiten würdig geworden. Her mit dem Messer — fort ist der Drath — der Bindfaden durch — Paff! — Aufs Wohl der Leser! —

Offner Brief

an die

gegenwärtig schlechteste dramatische Sängerin.

Sehr geehrtes Fräulein,

Bewundernswürdige Aurora!

Da Sie auf Ihren Kunstfahrten, ähnlich den größten Reisenden, oft plötzlich und ungeahnt erscheinen und verschwinden, so weiß ich Ihren gegenwärtigen Aufenthalt nicht, und nehme daher zu dem einzigen, mir übrig bleibenden Mittel meine Zuflucht, nämlich diesen Brief drucken zu lassen.

Wir vermissen Sie hier in Deutschland und namentlich in Groß-Flachsenfingen aufs Schmerzlichste. Anfangs wollte unser Stolz das nicht eingestehen, und wir schwiegen, Jeder den Verlust im

Stillen beweinend. Endlich hat aber doch das Gefühl entbehrender Wehmuth über die erkünstelte Stärke gesiegt. Nicht als ob es uns im Vaterlande an schlechten Sängerinnen fehle? O nein! Aber es ist alles Stückwerk, und ganz ersetzt Sie keine. —

Wo befinden Sie sich denn eigentlich? Sind Sie incognito am Niagara, um Ihre Stimme mit seinem Katarakt wetteifern zu lassen, weilen Sie an den Cordilleras, um die Spitzen seiner Berge mit Ihrer höhern Octave zu messen? Sind Sie den Kabylen in die Hände gefallen, oder haben Sie sich in Texas verheirathet? Nichts, nichts hört man von Ihnen, weder in französischen noch englischen Blättern, ja nicht einmal die allgemeine Theaterchronik hat in ihren unverbürgten Nachrichten eine armselige Lüge für Dich, Aurora.

O komm hervor aus Deinem Dunkel, und ziehe wieder als heller Komet mit Deinem Kunstschweif über unsern Bühnenhimmel, stecke unsern schläfrigen Recensenten ein Feuer an, begeistere unsere deutschen

Operncomponisten zu gründlichen Melodien, und sporne unsere faulen Primadonnen zur Nacheiferung an.

Du schriest so herrlich, romantisch-prächtig mit Ausdauer, Kraft und dramatischem Schwung. Alle Töne Deiner Partie waren gediegen eiserne Kettenglieder, die Du um Ohr und Sinn der Hörer schlangst. Von keiner andern Sängerin erhalten wir so viel Klangmasse für unser baares Geld. Wie oft schreien sie denn? Höchstens wenn sie ihre Liebe gestehen, wenn der Geliebte untreu wird, wenn der Vater sie verflucht hat, wenn schon fünf Minuten vergangen sind, seit sie applaudirt wurden. Wie wenig ist das gegen Dich, denn Du schriest immer.

Napoleon sagte: „Man muß von den Menschen „das Unmögliche verlangen, um den höchsten Grad „des Möglichen zu erreichen.“ Du warst der Napoleon unsers Trommelfells, Du spanntest es ins Ungeheure, und lehrtest uns das Unmögliche zu hören.

Wie der alte spartanische Staat die Kinder, nahmst Du unsere Ohren in Beschlag, und härtetest

sie durch Schrillen, Schreien, Krächzen, Schluchzen, Krähen dergestalt ab, daß, wie Mucius Scävola die Hand, wir unser Ohr über das stärkste Feuer der modernen Instrumentation halten konnten, ohne zu zucken. Seit Du fort bist, werden wir sardanapalisch verweichlicht. Wir machen schon Unterschiede zwischen der menschlichen Stimme und der Piccoloflöte, zwischen gesungener Leidenschaft und begleitender Trompete. Wir beklagen uns über die brutalen Tonmassen der Blaseinstrumente, und fangen schon an, manchmal zu ahnen, daß der Gesang nicht nur ein Herrscher des Ohrs, sondern auch ein Freund der Seele sein soll. —

Aber verzeihen Sie, daß ich Sie gedutzt habe. Gewöhnliche Weiber zieht man durch das Du herab; höhere erhebt man.

Sollten Sie der Kunst Lebewohl gesagt, oder diese von Ihnen Abschied genommen haben? Das Letzte ist nicht möglich aus einem einzigen Grunde, das Erste glaubt unser Herz eben so wenig. Noch zu viele schöne Länder und Inseln liegen in den

Meeren unserer Bewunderung, die ihrer Entdeckung harren, als daß Sie Ihre Ruhmesfahrten einstellen, und in den Privathafen der Ehe einlaufen könnten. Ihre Stimme ist ein junger Löwe — er hat einmal das Blut des öffentlichen Entzückens geleckt — und wird sich jetzt nicht mit dem trocknen Fleisch bürgerlicher Familienbewunderung begnügen.

Ihre weibliche Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit macht jedes Herz selig, jedes Auge glücklich. Sie werden immer Tausende von Anbetern haben, so lange sie Anbeter bleiben. Fiele es aber Einem oder Vielen ein, mehr werden zu wollen, so würde sich unfehlbar jener Kadmäische Kampf der Drachenzahnmänner erneuern, und kein Einziger zur Ehe übrig bleiben. Auch ist Ihnen wohl nicht unbekannt, daß die Ehe eine der schwierigsten deutschen Opern ist, eine wahre Marschnersche oder Wagnersche Musik. Sie erfordert großes Studium und der Erfolg ist nie so groß, wie bei einem leichtern italienischen Werke. Lassen Sie schwache Mäd-

chen Myrthen pflücken, Sie — die starke Künstlerin — fälle Lorbeerwälder.

Eilen Sie daher auf den Schwingen Ihrer Töne — auf der schnellsten Eisenbahn — zu uns zurück. Könnte unsre Sehnsucht nach Ihnen noch nicht die gegenseitige entflammen, sollte meine Bitte noch ein laues Herz finden, so wird eine Schilderung unserer gegenwärtigen musikalischen Leiden und Entbehrungen, ein Vergleich mit der schönen Zeit, in der Sie für uns lebten, gewiß Ihren Edelmuth rühren und nicht ohne Erfolg bleiben.

Zuerst nach Ihrem Verschwinden trat Fräulein Abendhauch in zwölf Gastvorstellungen bei uns auf. Es ging ihr ein großer Ruf voran, insbesondere lobte man ihren gefühlvollen Vortrag, und die Reinheit und Süße ihres Tones.

Schmerzerfüllt über Ihren Verlust gingen wir in das Theater, und hofften, wenn auch keinen Ersatz, doch eine Zerstreuung zu finden.

Der Zettel versprach uns eine feurige Lucretia Borgia — wir fanden eine frierende Vestalin. —

Kein Leben, kein Ausdruck, kein charakteristisches Paß-Signalement der darzustellenden Person. Ihre Lucretia hätte getrost aus einem Zuchthause entspringen können, kein Gensd'arm würde sie als solche erkannt und eingefangen haben.

Ein alter Bekannter, der ihr darüber am nächsten Tage einige Vorstellungen machte, erhielt folgende Antwort: „Vor zehn Jahren spielte und sang ich „solche Rollen auch wohl anders, aber die vielen „Regimentsmusiken, die ich als Abendständchen erhalten habe, die Fackelzüge und andere starke Huldigungen haben mein Nervensystem so angegriffen, „daß ich mich vor jeder leidenschaftlichen Aufregung „hüten muß, wenn nicht meine Stimme darunter „leiden soll. Daher singe ich jetzt nur. Erst wenn „nichts mehr an meiner Stimme zu verderben sein „wird, und der reine Ton schmutzig geworden ist, will „ich den Gesang dramatisch färben, und durch plastische Wahrheit der Leidenschaft hinreißend werden."

Dagegen ließ sich nichts einwenden, als Ihr Beispiel Aurora, und die Thatsache, daß sie selbst

die Tauben durch ihr Spiel in der Oper begeistert haben.

Schön sang Fräulein Abendhauch, in so fern auch eine Winternacht schön sein kann, und rein, sehr rein. Zu unserm Verderben! —

Durch Sie und ihre unmittelbaren Nachfolgerinnen, die doch immer Einiges von Ihrer Schule gewonnen hatten, war unserem Ohr eine Allseitigkeit der musikalischen Anschauung zu Theil worden, die die Unvollkommenheiten der Orchesterwelt von dem Gesichtspunkt der optimistischen Philosophie betrachtet und gut findet.

Bei unsern Musikern finden sich außer der reinen Normalstimmung der ersten Oboe und des Streichquartetts zwei scheinbare Uebel, indem ein Theil der Blaseinstrumente zu hoch, der andere zu tief steht. Betrachtet man das Ensemble nun ohne höhern Gesichtspunkt, so klingt es allerdings beträchtlich unrein. Sie aber, Aurora, lösten die Dissonanzen dieser irdischen Unvollkommenheit zu ver-

klärter Einheit, indem sie bald mit der ersten Klarinette zu hoch, bald mit dem zweiten Fagott zu tief sangen. So verschwand die Störung und überhaupt hörte man vom Orchester nur unbestimmte Tonumrisse, sobald Sie sangen.

Jetzt ist unser Ohr so nervenschwach, so empfindlich gegen die orchestrale Unreinheit geworden, daß wir oft verzweifeln. Diese Gastsängerin hat uns eine tödtliche Wahrheit statt eines beglückenden Wahnes gegeben. Bald darauf trat eine andere fremde Künstlerin, Mad. * * als Donna Anna in Don Juan auf.

Sie wissen, daß der berühmte Kritiker des Libell- oder Libellen-Blattes damals über Ihre Auffassung der Donna Anna sagte: Nur Sie hätten diesen Charakter verstanden, denn es sei Annas Aufgabe, den Juan von der Blutschuld des Mordes zu reinigen. Das wäre von Ihnen geschehen, indem sie bewiesen hätten, daß den Comthur in der ersten Scene der Schlag von Ihrem Gesange gerührt haben müsse, und der Stich nur eine unbedeutende

Wunde veranlaßt haben könne. Sie sangen darauf das ganze Duett einen starken Viertelton zu hoch. Unverständige Naturalisten tadelten dies, als einen Mangel an Gehör; wir Geweihten bewunderten die Versetzung aber als eine ästhetische Feinheit mit der Sie die Höhe Ihres Seelenschmerzes ausdrückten. In dem Rondo des zweiten Aktes detonirten Sie wieder beträchtlich, um dem Ottavio durch prophetische Hoffnung anzudeuten, daß nun die Poesie des Schmerzes sich bald in die Prosa der Hochzeit auflösen würde. Kurz jeder Ton und Takt war die Verkörperung einer erhabenen Idee.

Nun hören Sie wie sich Ihnen gegenüber die Gastkünstlerin ausnimmt. Ihre Stimme war klangvoll und lieblich; aber die Töne waren so glatt wie junge Aale — keinen konnte das Ohr festhalten. Hatte sie C zu singen, so fing sie mit A an, und zog den Ton sanft bis nach Dis hinauf, so daß sie allerdings beschwören konnte, unter Andern auch C gesungen zu haben, wenn ihr ein Kritiker es abgeleugnet hätte, nur bedurfte es eines wohl-

abgerichteten Jongleurs, den fraglichen Ton festzuhalten. Das gab nun im Parterre großen Zank und Streit. Die Einen sagten: sie singt zu hoch, die Andern: sie singt zu tief, die Dritten hielten sich an das juste milieu, und behaupteten: sie sänge rein.

Was war nun der Grund dieser fortwährenden Ebbe und Fluth, dieses Wälzens der Stimme in der chromatischen Tonleiter? Stellen Sie sich vor, Aurora — nichts als Stolz! — Sie war so eitel auf ihre Stimme, daß sie ihre Töne nicht so ohne Weiteres mit dem Gesange der andern Personen, oder den untergeordneten Orchesterklängen zusammenkommen lassen wollte, und schied darum jeden einzelnen Ton durch mehrere Domestiken-Töne, die sie ihm vorangehen und nachfolgen ließ, von der übrigen Klanggesellschaft.

Versah sie auf diese Weise in der einfachen Cantilene jeden Ton mit einem Vor- und Rückwall, so machte sie aus ihren Passagen und Coloraturen eine furchtbare Pallisadenreihe. Die Sechszehntheil-

und Zweiunddreißigtheil-Noten standen in furchtbar spitzigem Staccato neben einander, und sie hatte dann einen wahren Klavier-Orchesterspiel-Anschlag in der Kehle. Ach, wo ist Aurora! riefen mehrere junge Maler, an deren Läufern wir das Verwischen der Farbentöne besser gelernt haben, als durch alles Copiren auf der Akademie.

Neulich war ich in X. Sie kennen ja diese berühmte Handelsstadt, in der man ein goldenes Urtheil und einen plattirten Geschmack hat. Bald erfuhr ich, daß ein großes musikalisches Glück meiner harre. Es war die berühmte plastisch-dramatische Sängerin angekommen, die aus dem Schooße der Fabelwelt plötzlich an's Licht getreten war, und sich jetzt durch eine Heirath wieder in das Reich der Mythe zurückgezogen hat. Mein Andenken an Sie, Aurora, kämpfte in meiner Erwartung mit dem Posaunenrufe, welcher dieser alten Berühmtheit voranging.

Sie gab die Medea zu Cherubinis Musik. Bemerken Sie wohl, wie ich mich ausdrücke. Ich

sage: sie gab — und zu: Cherubinis Musik; denn würde ich sagen: sie sang Cherubinis Medea, so wäre dies eine schändliche Schmeichelei. Sie hatte sechs frische und vier getrocknete Töne, also zusammen, wenn ich die letzten für zwei rechne, noch nicht einmal ein und eine viertel Octaven. Mit diesen acht Tönen gab sie, ähnlich der Hendel-Schütz, mimisch-plastische Bezeichnungen zu Cherubinis Musik. Bald sang sie einige Takte aus der zweiten Clarinett-Stimme, bald einige Noten aus der Viola, und nur selten einige Töne der ursprünglichen Melodie. Mit zwei Tönen drappirte sie sich, zwei schlug sie verzweifelnd über dem Kopf zusammen, mit zwei andern drückte sie die Verzweiflung aus, und die übrigen forderten zur Bewunderung auf. Es war eine gesungene Mythologie, kein Mensch wollte es für Wahrheit aus dem Leben halten. Vergebens warteten wir auf eine ordentliche Melodie, vergebens wollten wir den Grund und die Höhe ihrer Scala sehn — es war ein Gesang ohne Keller und Boden.

Wie die Rekruten ein gewisses Höhemaaß haben müssen, um enrollirt zu werden, so sollte auch jede angehende Sängerin von der Bühne zurückgewiesen werden, deren Kehle nicht wenigstens das Normalmaaß von zwölf Tonzollen oder Zolltönen hat. In ähnlicher Weise sollten die Feldherrn der Bühne keine zusammengeschrumpften Invalidentonleitern unter ihren Heeren dulden. Alle können nicht Garde-Flügelmänner sein, wie Sie Aurora, die als Königin der Nacht einmal statt des dreigestrichnen F noch eine kleine Terz höher sang, und als Vitellia das tiefe A um zwei Töne zu tief nahm; aber das Maaß müßten Alle halten.

Wir haben gegenwärtig drei Sängerinnen, die uns Sie ersetzen sollen. Eine teutonisch-deutsche, eine italienisch-deutsche und eine französisch-deutsche. Machen Sie sich eine Vorstellung von dem Rollenstreit, der durch die schwierige Bestimmung der musikalischen Nationalität entsteht. Die Regimentstochter hat einen italienischen Vater und eine französische Mutter, Robert, die Hugenotten, die Jüdin

sind Allerwelts-Musik. Wem kommen die Hauptparthien zu? Jede von unsern drei Damen nennt sich erste erste Sängerin, keine will zweite Erste oder erste Zweite sein, und gleich den Stammgästen der Tables d'hote, die alle nur die großen Krebse verlangen, und die kleinen in der Schüssel liegen lassen, wollen sie nur in mächtigen Parthien sich zeigen, und überlassen die kleinern dem dienenden Personal.

Sie dagegen ließen nichts liegen, sie sangen Alles.

Hätten Sie, Aurora, eine Vorstellung davon, wie viel wir seit Ihrem Verschwinden vom Eigensinn unserer Künstlerinnen, von Nachlässigkeit, gekränkter Eigenliebe und Heiserkeiten zu leiden gehabt haben, sie würden unserm Jammer gewiß mehrere Thränen schenken, und ihn zu stillen eilen.

Ich gedenke von allen diesen Uebeln nur der Heiserkeiten. — Heiserkeit? — Es ist ein Wort, das wie ein Blitz aus heiterm Himmel die schönsten Hoffnungen vernichten kann. Wohlgemuth steht der Direktor und das Publikum am Mor-

gen auf. Der erste erwartet ein volles Haus, das zweite die Oper, von der man so viel gehört hat. Da erhält der Mann der Sorge ein kleines Billett. „Erkältung — die ganze „Nacht gehustet — total heiser — unmöglich „singen.“ Hin sind alle Hoffnungen, und Geld und Geduld gehen verloren.

Warum wurden Sie nie heiser? Weil Sie überhaupt an keine Heiserkeit glaubten. Viele Dinge gleichen den Gespenstern, sie erscheinen nur dem, der sie für möglich hält. Sie achteten keiner Kehlrauheit, und wenn wir auch zuweilen die herbstlichen Stürme durch die Wolkengebilde Ihres Gesanges sausen hörten, so gab das Ihrem Vortrag einen neuen romantischen Beigeschmack. Zogen sich höhere Töne auch in einige versteckte Falten des Stimmhäutchens zurück, Ihr energischer Wille trieb die faulen Weichlinge mit Gewalt heraus und lehrte sie Wind und Wetter ertragen. Schnappte Ihnen auch einmal ein Ton über, so stiegen Sie ihm sanft und listig nach, bis Sie den Flüchtling beim

Schopf hatten, und ihn zur Strafe derb durchrüttelten, welches Tremulando immer von großartiger Wirkung war.

Warum haben die andern Sängerinnen in dieser Rücksicht so wenig von Ihnen gelernt? Sie geben vor, gar nicht singen zu können, wenn sie heiser sind, damit wir sie nie heiser finden mögen, wenn sie singen, und die natürlichen Dornen ihrer Stimmen für Rosen halten. Umsonst, wir lassen uns nicht täuschen. Die Kunstheiserkeiten sind Generalpausen in dem guten Willen einer Künstlerin, und so lange sie dauern, sollte auch der Takt der Gage inne halten.

Solche Leiden haben wir durch Gäste wie durch eigne Hausgenossen auszustehen, und wenn deren Schilderung Ihr schönes Herz gerührt hat, so lassen Sie sich durch eine Beschreibung Ihrer künftigen Aufnahme bei uns wieder völlig bewegen, die Unsre zu werden.

Alles, was die Macht des Direktors nur gewähren kann, ist Ihnen im Voraus zugestanden,

denn wir — das Publikum — stehn ihm gegenüber, wenn es Ihnen gilt, Alle für einen Mann, und zwingen ihn durch eine bewaffnete Neutralität auf alle Ihre Forderungen einzugehen.

Kann die Höhe Ihrer Gage auch nicht die Höhe Ihrer Leistungen erreichen, so soll sie doch in angemessenem Verhältnisse zu Ihrem Werthe stehen, und wie sich möglichst Viele vereinigen, um theure Personen aus dem Leben herauszutragen, so wollen sich auch Mehrere verbinden, um Sie durchs Leben zu führen, und es werden sich ganze Corporationen Ihren Bedürfnissen vorspannen.

Der Direktor zahlt als Stamm- und Grund-Capital 600 Thaler. Diese Summe ist absichtlich um eine Null zu niedrig angesetzt, weil der Finanzminister eine neue Procentsteuer auf die Gagen der Künstlerinnen einzuführen gedenkt. Danken Sie Gott, Aurora, daß er weder den geklatschten noch den gedruckten Applaus als Tarif annimmt, sonst wären Sie eine ruinirte Person. Denn wenn wir unsere Habe auch durch freiwillige Beiträge er-

schöpften, so würde die Einnahme des öffentlichen Beifalls, doch immer die baare übersteigen.

Durch die Geringfügigkeit der Ihnen gebotenen offiziellen Gage wird die neue Auflage Ihnen wenig fühlbar sein, und Sie können sich bei mehreren gänzlich mißlungenen Stellen ungern gesungener Parthien damit entschuldigen, daß dieß diejenigen Takte wären, die Sie für die direkte Abgabe gesungen hätten.

Zweitens bekommen Sie für jeden Abend, wo der Applaus so stark wird, daß man Ihre Stimme nicht mehr hört, vier Friedrichsd'or Spielhonorar. Für jeden Hervorruf am Schluß der Vorstellung drei Friedrichsd'or, und zwei für ein einfaches mehrmaliges Bravo. Hoffentlich werden Sie diesen letzten niedrigen Honorarsatz selten oder nie erhalten.

Drittens schießen wir ächten Enthusiasten, die wir Ihren objectiven Werth zu würdigen verstehen, eine dem summirten jährlichen Spielhonorar gleichkommende Summe zusammen, unter der Bedingung,

daß Sie mit aller Energie Ihres Willens alle brillanten Rollen in der italienischen oder modern französischen Oper festhalten, und ihr hesperisches Talent nicht an nördliche deutsche Musik verschwenden, wobei Sie nur in gleichem Grade Ihre Stimme, wie die Gedanken der Componisten zu Grunde richten.

Viertens läßt sich Jede der beiden andern Sängerinnen nebst der Soubrette für die Ehre nach und neben Ihnen singen zu dürfen, 200 Thaler abziehen, welche zu Ihrer Einnahme geschlagen werden. Das ist nicht zu viel, da Ihr Gesang für andere Sängerinnen die vorzüglichste Schule mit einer zahlreichen Beispielsammlung ist, die, richtig benutzt, ebenfalls zur Meisterschaft führen muß.

Der hiesige Lazarus-Verein zur Beförderung der Lust an der Theater-Unlust, macht Ihnen außer einem doppelten Freiexemplar aller von ihm zu edirenden Erbauungsschriften einen Zuschuß von 500 Thalern, unter der Bedingung, daß sie ihm jährlich hundert Reu- und Buß-Candidaten liefern,

die, nachdem sie Ihren Gesang gehört haben, das Theater auf ewig meiden. Es kann Ihnen ja durchaus nicht schwer werden, da Sie so viele Tausende bezaubern, einige Hunderte zur Besonnenheit zu bringen.

Aehnlicherweise sichert der Verein zur Rettung verwahrloster Kinder Ihnen 200 Dukaten für die Mitwirkung in den beiden Concerten zu, die er jährlich zum Besten seines Zweckes veranstaltet. Er hofft, daß die Spenden Ihrer Kunst dem Publikum ein rührendes Bild von dem Zustande seiner armen Pfleglinge geben, und es zu dauerndem Mitleiden und unaufhörlichen Beiträgen bewegen werden.

Was höhere Autoritäten noch zu thun gesonnen sind, wenn Sie sich entschließen, mit Ihrem Talente für die neu erstrebte größere Würdigung mittelalterlicher Kunst- und Lebensformen zu wirken, läßt sich gar nicht berechnen. Es wird jedenfalls nicht nur goldene, sondern auch brillante Früchte tragen, wenn Sie, so wie früher, den Tact genial

aus dem Sinn schlagen, und bei bedeutenden Stellen andauernd mehrere Achtel zu spät kommen, und öffentlich zeigen, wie die wahre Freiheit darin besteht, hinter der richtigen Zeit und seinen Umgebungen zurückzubleiben.

Sie könnten sich also die Conturen Ihrer äußeren Lebensverhältnisse mindestens auf 6000 Thaler berechnen. Prächtig und wohlthuend soll die Colorirung Ihres Künstler-Herzens von uns ausgeführt werden.

Zu Ihrem Empfang wird eine Ehrenpforte gebaut. Die Säulen sind mit Kletten durchwirktem Epheu umwunden, um anzudeuten, wie fest unsere Erinnerung an Ihnen hängt. Zu beiden Seiten sind auf weißer Seide, womit die Säulen verbunden werden, Momente aus Ihren vorzüglichsten Rollen gemalt. Ueber dem Frontispiz erhebt sich ein Feld, das folgendes Bild zeigt. Zwei weibliche Gestalten stürzen sich mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens in die Arme. Die eine stellt Sie mit Portraitähnlichkeit als weiße Dame dar, in

welcher Rolle Sie von uns Abschied nahmen; die andere zeigt sie als schwarzer Domino, den wir zu Ihrem ersten Auftritt wünschen. Darunter liest man die Worte: In unsrer Mitte findet Sie sich wieder. Ganz oben stehen die Statuen von Rossini, Bellini und Donizetti aus grauer Granitpappe — ein neu erfundener Monumentenstoff — und streuen durch einen künstlichen Mechanismus Blumen auf Sie herab. Sechs weißgekleidete Souffleure übergeben Ihnen Gedichte und halten Reden. Wir werden darum Souffleure zu unsern Deputirten wählen, weil wir nur so hoffen können, daß Ihre Aufmerksamkeit nicht durch Ihre wahrscheinliche Rührung unterdrückt wird. Der künstlerische Instinct wird über das Herz des Weibes siegen, und keine Thränen werden die Worte dessen auslöschen, dem Sie noch nie Gehör und Aufmerksamkeit versagten. Kanonen lösen wir nicht; es klänge wie Ironie, da Sie als Siegerin zu den Besiegten kommen. Wir nehmen aber die alte französische Krönungssitte auf, und lassen in anderweitiger

Symbolik eine Menge gefangener Nachtigallen und Wachteln — diese ächten dramatischen Sängerinnen mit dem angebornen Cothurnschritt fliegen, zum Zeichen, daß wir ihrer nicht mehr bedürfen. Die Pferde spannen wir Ihnen auch nicht aus. Diese Thiere sind durch den Dienst, den sie Ihnen und uns erwiesen, geheiligte Rosse geworden, und sollen keinen irdischen Postwagen mehr ziehen. Wir kaufen sie sogleich von dem Stationsinhaber auf, und weihen sie dem Dienste der Musen auf der Bühne. Bei allen spätern Kunsterfolgen dieses edlen Viehes, wird Sie, Aurora, das süße Bewußtsein erheben, daß die Pferde durch Sie für die Kunst gewonnen sind, und ihr jetziger Beruf ein Denkmal der Stunde unsers Wiedersehens ist.

Haben wir Sie in unsern Mauern, so wird Alles für die Festlichkeit Ihres ersten Auftretens vorbereitet, und um Ihnen einen ganz neuen und unerhörten Triumph zu bereiten, haben wir uns ausgedacht, daß Sie das erstemal bei erniedrigten Preisen singen sollen.

Einfache, doppelte und dreifache Preise würden das Haus nicht vor lebensgefährlicher Ueberfüllung schützen, oder, wenn Jeder sich das traurige Schicksal des Ersticktwerdens deutlich vorstellt, am Ende ein gänzlich leeres Haus zur Folge haben. Erniedrigte Preise dagegen werden alle geldstolzen und rücksichtsvollen Personen von der ersten Vorstellung abhalten, und es wird somit Platz für die ächten Kunstfreunde geben, die gar keinen Anstand nehmen, das Glück, Sie ohne Lebensgefahr zu hören, mit der Scham über ein unnobles Entree zu bezahlen. Erst nach und nach, wenn sich das Publikum wieder an Sie gewöhnt hat, sollen die gewöhnlichen Preise wieder eintreten.

Mehr sage ich nicht von dem, was Ihrer hier wartet. Wir haben auch Ueberraschungen gelernt.

Nun zaudern Sie aber auch nicht länger, wieder zu uns zu eilen, und bedenken Sie, daß die im Rausche des Genusses für die Kunst geflochtenen Lorbeeren weniger bedeuten, als die Zeichen des Ruhms, die von der verlangenden Sehnsucht

in die Ferne geschickt werden. Mein Brief ist aber eine genaue Partitur aller Stimmen des Publikums, und jede ganze, halbe und Viertelnote ein voller Kranz oder Strauß für Sie.

Mit liebender Verehrung unterzeichnet sich

die gute Hoffnung.

Irrthümer der Menschheit.

Heißer Kampf und zweifelhafter Sieg erwartet den, der gegen eingewurzelte Irrthümer kämpft. Die Gewohnheiten des Gedankens machen ihre Objecte so fest, als die der That, und die meisten Menschen geben eine falsche Meinung, auch wenn sie sich von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt haben, schon darum nicht auf, weil jeder Meinungswechsel wie eine Möbelversetzung immer viele andere Berichtigungen erfordert. Um nicht dumm gewesen zu sein, wollen die Menschen nicht klüger werden.

Und doch muß den Kampf gegen Vorurtheile beginnen, wem ein schärferes Schwert des Geistes gegeben ist; er muß das Märtyrerthum des Hohns und Spottes nicht scheuen, und froh sein, daß das

Steinigen glücklicher Weise von der Polizei verboten ist.

Allgemein ist der Irrthum verbreitet, daß Europa mit Menschen überfüllt sei. — Aber das ist nicht der Fall, und wir sollten wegen Mangel und nicht wegen Ueberfluß klagen. Fragt tausend europäische Concertgeber und Theater-Directoren, sie werden Euch durch ihre Einnahme beweisen, daß es zu wenig Menschen in Europa giebt.

Fragt jeden einzelnen Monarchen, ob er zu viel Unterthanen besitzt, sie werden alle mit Nein antworten. Fragt die brot- und nahrlose Menge, sie wird Euch klagen, daß zu wenig Menschen, und darum zu wenig Abnehmer ihrer Arbeiten sind.

Es fehlen also — wenn wir auch zugeben, daß Europa keinen Mangel an Armen hat — ganz gewiß so viel Reiche, als die Armen zu ihrem täglichen Brot bedürfen. Denn anzunehmen, daß die Natur eine unverhältnißmäßige Anzahl Armer geschaffen habe, heißt an ihrer Weisheit zweifeln, und wenn sie jetzt im scheinbaren Rückstande mit der

Schöpfung der Reichen bleibt, so ist es einfach durch die gesteigerte Schwierigkeit zu erklären, die ihr jetzt die Erschaffung derselben macht. — Wie leicht war es ihr früher. — Sie schuf einen Menschen, überschüttete ihn mit Gold und der Reiche war fertig. Heut ist's damit nicht abgethan, und sie muß ihm zum Besitz noch den Verstand geben, denselben zu vermehren, die Bildung, ihn zu repräsentiren, die Anspruchslosigkeit ihn zu vergessen, das Selbstgefühl, sich seiner Wirkung zur rechten Zeit zu erinnern; kurz alle die Vorzüge, deren sich sonst der Adel allein erfreute. Dazu kommt noch, daß das Glück, welches früher total blind war, von den Einflüssen der Blindeninstitute nicht unberührt geblieben ist.

Es sieht zwar nicht mit den Augen, aber mit den Fingern; es hat Erziehung bekommen, rechnet, spricht mehrere Sprachen und musizirt. Darum fühlt es sich vorzugsweise zu aristokratischen Cirkeln hingezogen, macht die wenigen Reichen noch reicher, und tappt gar nicht mehr so ins Ungewisse als

früher, wo ihm auch zuweilen eine Reihe Naturmenschen untergeschoben werden konnte, die es vergoldete.

Lange genug hat sich aber die Natur an diesen größern Schwierigkeiten geübt, und mit Hülfe des jungen Dampfes wird sie bald das Versäumte nachholen, und die fehlende Zahl Reicher liefern. Diesen Zeitpunkt warte man doch ja erst ab, ehe man aus dem gegenwärtigen Mißverhältniß zwischen Begüterten und Armen auf eine Ueberfüllung einzelner Länder schließt.

Woher kommt die Ueberschwellung unserer Literaturfluth? Der Meßkatalog droht seine Bande zu zersprengen, und wird bei einiger Fantasie der Leser fast als alleinige Lectüre hinreichend sein. Woher dieser Reichthum an Büchern? — Aus dem Mangel an Menschen. Der Mensch kann Alles vermissen, nur den Menschen nicht. Findet er im wirklichen Leben nicht den Freund, den Gleichgestimmten, mit dem er umgehen kann; den Frohen, der ihn erheitert, den Traurigen, der mit ihm klagt,

so sucht er so lange, bis er ihn in einem Buche findet. So viel Roman- und Novellen-Menschen jährlich geschaffen werden, so viel wirkliche fehlen, und erst wenn Europa seine gehörige Anzahl Bewohner haben wird, kann der Brüßler Nachdruck aufhören, und der Leipziger Meßstrom wieder in sein altes Bett zurücksinken.

Es fehlt nicht nur an Reichen, nicht nur an Menschen überhaupt, sondern sogar auch an Armen. Ich gedenke z. B. der Nachtwächter, die man schwerlich zu den wohlhabenden Ständen rechnen kann, obwohl sie gleiche Lebensweise in Hinsicht der Zeitrechnung mit ihnen führen. Der Soldat auf dem Posten hat nur den dritten Theil der Nacht zu wachen, die übrige Zeit schläft er auf der Wachtstube oder im Bivouac. Der Nachtwächter wacht die ganze Nacht, und nach einem Morgenschlummer von wenigen Stunden muß er seinen ärmlichen Tagberuf fortsetzen.

Man wird zugeben, daß es eine uneuropäische Barbarei wäre, alte, zu Grunde gegangene Invali-

den und Handwerker die ganze Nacht in Sturm und Regen wachen zu lassen, wenn es genug Individuen gäbe, um die Nacht unter eine doppelte Anzahl derselben zu vertheilen.

Es fehlt an Malern, sonst würden sich die Menschen nicht daguerrotypisiren lassen, der Oelbilderdruck würde nicht so eifrig betrieben werden, und unsere Kunstausstellungen würden bessere Bilder haben.

Es fehlt an Dichtern, sonst würden unsere Musiker nicht Lieder ohne Worte komponiren, bei denen man immer an das Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, woran der Griff fehlt, denken muß. Es fehlt an Klavierspielern, sonst würde nicht zwei Händen das zugemuthet werden, wozu man sonst vier brauchte. Es fehlt an Schauspielern. Wären ihrer nicht zu wenig, dann würden sie nicht eine dreimal höhere Gage fordern und erhalten, als vor funfzig Jahren, und weniger dafür leisten. Ja es droht uns sogar ein Mangel an Tischlern, Schuhmachern und Schneidern. Woher sonst die Ueber-

füllung der Meubles= und Sarg=Niederlagen, der Schuh= und Kleidermagazine, als in Erwartung der sieben dürren Jahre, in denen so wenig Gesellen wachsen werden, als damals in Aegypten Getreide wuchs.

Menschenmangel also, wohin wir blicken, kein Ueberfluß — und nie werden in einem Lande zu viel Menschen sein, wenn genug Menschen dort sind.

Ein anderer weitverbreiteter Irrthum betrifft die Mäßigkeitsvereine.

Man glaubt durch sie den verderblichen Folgen des Branntweins und der Trunkenheit steuern zu können, und täuscht sich über den Zweck und die Mittel.

Jährlich muß eine gewisse Masse Branntwein verfertigt werden. Dieß Quantum ist wegen der darauf gesetzten Steuer für den Staatshaushalt der einzelnen Länder, und somit für das europäische Gleichgewicht von der äußersten Wichtigkeit, und läßt sich nicht verringern. Wenn nun zwei Drittel

der ehemaligen Branntwein-Consumenten jetzt Mitglieder von Mäßigkeitsgesellschaften geworden sind, so muß diese Unmasse Branntwein von dem übrig bleibenden Drittel getrunken werden. Ist nun der Branntwein in der That das Pestgift, wozu ihn die physische Philanthropie gemacht hat, so wird er die letzten Branntweintrinker in kurzer Zeit umbringen. Dann wird freilich der Branntwein selbst aus Mangel an Unterhalt sterben müssen, aber der Ausfall in den Staatsausgaben wird durch eine Wassersteuer ersetzt werden, und wohin uns das führen kann, ist nicht abzusehen.

Aber zugegeben, daß der Branntwein ausgerottet werden muß, wie sehr irrt man in der Wahl der Waffen, mit denen man ihn bekämpft. Ein Berliner Arzt zeigt in den Mäßigkeitsversammlungen natürliche Menschenmägen von Säufern vor, die gänzlich vom Branntwein zerfressen sind, um alle Welt vom Genuß des Branntweins zurückzuschrecken. Aber diese Magen sind sonderbarerweise in Spiritus aufbewahrt. Was ist die Folge davon:

Die Ungläubigen fragen: Wenn der todte Magen in Spiritus conservirt wird, wie kann denn der Branntwein einen lebendigen Magen, der sich doch wehrt, anfressen? Wer weiß, wodurch dieser Magen zu seinen Löchern gekommen ist? Die Gläubigen werden dagegen von dem Anblick so ergriffen und erschüttert, daß sie einen Schnaps nehmen müssen, um der Ohnmacht zu entgehen.

Mit einem guten Glase Wein läßt sich ein mittelmäßiger Branntwein leicht entbehren, aber wenn auch Deutschland Wein genug hat, so fehlt er doch dem deutschen Volke. Diesem den Branntwein nehmen, ohne ihm einen Ersatz dafür zu geben, heißt ihm eine Wunde schlagen, ohne sie zu heilen. Die Mäßigkeitsbeförderer müssen daher vom Schicksal lernen, dem Menschen den Wundbalsam früher als die Wunde zu geben. Sie müssen die Besserung der Durstigen nicht mit dem Ausschneiden der schlechten Triebe anfangen, sondern mit der Anpflanzung der bessern. Mit einem Wort — man muß der ärmern Klasse erst ein billiges, kräftiges

und wohlschmeckendes Getränk gegeben haben, ehe man daran denkt, ihm den Branntwein zu nehmen. Es liegt sehr nahe, das Bier dazu vorzuschlagen, aber da droht dem deutschen Bunde durch die Hegemonie eines mächtigen Bierstaates Gefahr. Nein! Wir brauchen eine größere Walhalla für Deutschlands Einheit, als sie uns Gambrinus geben kann. Dazu ist das Bier aus der niederländischen Schule, und keinesweges ächt deutsch.

Ich schlage den urgermanischen Meth vor. Er ist süß, kräftig, gesunder als Bier, wohlfeil herzustellen, ein ächt historisches deutsches Getränk. In Weinländern wird er sich ohne Anstoß zu gemischter Ehe mit dem Rebensaft verstehen, im Norden die Lieblichkeit und Firne des Weins ersetzen.

Der Gerstensaft der alten Germanen war eine Mischung von diesem Getreideextract und Honig, durch Gährung kräftig und berauschend gemacht. Meth war es, was die Sisigambrer, Allemannen, Cherusker und Sueven getrunken haben, und das

baiersche Bier ist keine Tradition aus dem Teutoburger Walde.

Wie hätte es auch entstehen können? Der Hopfen wuchs in Deutschlands Gauen damals weder wild, noch wurde er angebaut. Gerste und Honig gab es dagegen überall.

Möge daher der Branntwein immerhin vertilgt, aber in Mäßigkeitsvereinen der Meth, als das symbolische Getränk von Deutschlands Kraft und Herrlichkeit verbreitet werden.

Viele stellen die Natur über die Kunst und meinen, daß die Nachahmungen der letztern die erste doch nie erreichen können. Im Gegentheil. Die Kunst ahmt nicht nur die Natur nach, sondern erhebt und idealisirt sie. Eine Gans steht auf einem Beine, das thut Fanny Elsler auch, aber während die Gans das andere Bein nichtssagend an den Körper zieht, beschreibt unsere Terpsichore mit demselben eine sinnige Arabeske.

Wo ist die größere Schönheit? Natur-Nachtigallen putzen sich am Tage, nähren sich von uner-

fahrnen Würmern, und singen nur etwas Scala zur Uebung. Erst am Abend entfesseln sie den Strom ihrer Herrlichkeit, ihre Melodie-Strahlen und Triller-Fontainen; aber leider — im tiefen Gebüsch versteckt, wohin keine Lorgnette reicht. Kunstnachtigallen sind ihnen hierin ganz gleich; nur unterscheiden sie sich darin zu ihren Vortheil, daß man sie nicht nur hören, sondern auch sehen kann; daß sie die gesungenen Noten mit dem Text ihrer Blicke erklären, daß sie die Liebe nicht, wie ein Mährchen aus fernen Tagen vortragen, sondern wie eine Novelle, von deren historischer Gewißheit man sich alle Tage überzeugen kann.

Der natürliche und wirkliche Liebhaber wird das Geständniß seiner Gefühle schüchtern herauslispeln; der künstliche Liebhaber auf der Bühne wird bis zum Paradiese hinaufschreien. Hier wird die Natur ebenfalls zu ihrem Vortheil von der Kunst korrigirt, denn die Stimme des Herzens spricht immer lauter, als die Stimme der Vernunft.

Die Natur giebt reinen Wein und ungeschminkte Wahrheit, die Kunst mildert die Stärke des ersten durch Wasser, und die Kraft der andern durch Höflichkeit, und lehrt die Menschen Beide nach und nach vertragen.

Unsere Zeit glaubt die Vergangenheit an Dankbarkeit und geistiger Höhe zu übertreffen, weil sie den ausgezeichneten Männern aller Jahrhunderte Denksteine zu errichten beginnt.

Unverständiger Hochmuth! Es sind Säulen dem bequemeren Vergessen, nicht der lebendigern Erinnerung geweiht. Eine solche Statue ist eine Quittung, die sich eine Stadt für die Production eines großen Mannes vom ganzen Lande oder mehreren ausstellen läßt; Quittungen aber sind Abschlüsse todter Vergangenheiten. Wie viel unnützen Ballast schleppt das Dampfschiff der Geschichte mit, und bleibt noch immer flott. Sollte es einmal zu sinken anfangen, so können wir Millionen Centner von Obscuritäten herauswerfen, ehe wir fürchten dürfen, unsere wahrhaft

großen Männer zu vergessen. Besonders wir Deutschen. Die Zeit ist viel zu schwach, um mehr Begebenheiten, Thatsachen und Personen hervorzubringen, als unsere Historiker in die Chronologie einmauern, und deutsche Köpfe lernen könnten.

Verschwinden einst die Schillerschen Stücke von der Bühne, seine Gedichte aus den Declamationsstunden, und seine Werke aus unsern Handbibliotheken, dann werden auch die Stuttgarter nicht mehr wissen, ob die Statue einen großen Dichter oder Regiments-Chirurgen vorstellt. Bleibt das Gold seiner Schöpfungen in den Herzen der Deutschen unvergänglich, wozu die Bronce auf dem Markte? Jeder gesalzene Häring ist ein Denkmal Beukelzoons, jedes deutsche Wort ein Denkmal Herrmanns, jeder Bibelabdruck ein Denkmal Luthers.

Seit Jahrtausenden wird der ertappte Diebstahl bestraft, und immer erfolglos. Hätte die Menschheit nicht längst lernen können, wie unzweckmäßig sie hierbei verfährt. Nicht schlechte Erziehung, nicht ein mangelhafter Sittenzustand, sondern Gelegenheit

macht Diebe. Versuche es die Gesetzgebung einmal umgekehrt, und bestrafe den Bestohlnen, wenn nur Nachlässigkeit den Diebstahl veranlaßt hat, den Schlosser, dessen Fabrikat ein Dieb hat öffnen können, die Ortspolizei, in deren Bereich ein Raub hat vorkommen können; und gewiß, die Diebstähle werden abnehmen. Wer seine Sachen unvorsichtig liegen läßt, verführt zum Diebstahl, und ist Verführung nicht immer strafbar? Warum soll das sechste Gebot in dieser Hinsicht etwas vor den übrigen voraus haben. Die ersten eingefangenen Hauptspitzbuben mache man zu reitenden Gensd'armes, decorire sie schön, gebe ihnen ein gutes Gehalt, und für jeden verhüteten Raub eine Prämie, dann werden alle Landstraßen sicher sein. Dieß wird jetzt um so nöthiger werden, da die Landstraßen durch die Eisenbahnen immer mehr an Lebendigkeit verlieren, und für mittelalterliche Romantik wieder brauchbarer zu werden anfangen.

Die alten Sittenlehrer sagten: Der Mensch habe zwei Ohren und nur einen Mund, damit er

mehr hören als sprechen solle. Man hat zwar bis jetzt sich wenig nach dieser Lebensregel gerichtet, sie aber stets für eine tiefsinnige Wahrheit gehalten. — Sieht man sie genauer an, so wird man sich leicht von ihrer Unmöglichkeit und Schiefe überzeugen. Wenn jeder Mensch halb so viel spricht, als er hört, woher soll die Hälfte aller gesprochenen Worte kommen? Nehmen wir zwei Personen A und B an: A spricht hundert Sätze. Er soll mehr hören, als sprechen, folglich muß B wenigstens 150 Sätze sprechen. Dieser soll aber auch wieder mehr hören als reden, mithin kommen auf A 200 Sätze Man sieht, welche confuse Unmöglichkeit aus dieser Rechnung entsteht. — Es kann niemals zu viel gesprochen werden. Nicht zu viel Geistreiches; denn geistreiche Reden sind das Capital von dessen Interessen tausend Arme leben, nicht genug Dummes, denn eine ausgesprochene Dummheit kann berichtigt und geheilt werden, während die verschwiegene gefährlich und ansteckend auf noch gesunde Gedanken wirken kann. Auch der gleichgültigen Reden sind

nie zu viel, denn sie bilden die Scheidemünze, die den täglichen Verkehr erleichtert. Ein geistreicher Mann, der wenig spricht, ist gefährlich oder stolz; der schweigende Dumme maßt sich durch sein Schweigen eine Ueberschätzung seines Werthes an. Er würde weniger gelten, wenn er spräche, weiß dies, und schweigt aus Eitelkeit. Die Sprache ist das Adelszeichen der Menschheit, und Wappen kann man bekanntlich nicht häufig genug anbringen, wenn sie auch nicht jedesmal kunstvoll gemalt sind.

Zahllose wissenschaftliche Irrthümer geben Zeugniß von dem Leichtsinn und der Indolenz der Gelehrten. Was hilft es, daß die Naturforscher in allen zehn alten Kreisen Deutschlands olympische Spiele halten, und sich in Reden, Diners und Bällen die schönsten Olivenzweige holen, wenn in der Naturbeschreibung der bekanntesten Thiere noch solche grobe Irrthümer vorkommen. In jeder Fibel ist die große Lüge zu lesen, daß der Krebs rückwärts kriecht. Bitte um Entschuldigung! — Wer kriecht, kommt immer vorwärts, von der Schnecke an bis

zu den höchsten Antichambre-Reptilien. Der Krebs bewegt sich mit seinem Schwanze voran, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen. Er ist einer der feinsten Diplomaten, die nie den Kopf dahin wenden, wohin sie zu gelangen wünschen. Ist er an seinem gewünschten Ziele, so wird er schon den Kopf auf den rechten Fleck zu wenden wissen. Wie konnte man ein Thier für dumm halten, das so lange Fühlhörner hat, und seinen Magen wie ein Gewissen nach Belieben häutet? Lernen wir von ihm, vorwärts zu kommen, indem wir rückwärts zu gehen scheinen. Das muß heut die Losung des Tages bleiben.

So wenig der Krebs rückwärts geht, so wenig sind die Fische stumm. Sie schwatzen nur nichts aus der Schule, das heißt aus dem Wasser. Wer mit seinem Ohr in die Wellen hinein zu hören versteht, und ihre Sprache versteht, dem erzählen sie goldene Mährchen, krystallene Fabeln aus alter und neuer Zeit, sie singen die Wunder der Wasserfeien, die Thaten der Sirenen und

noch viel andere Dinge. Die Grammatik der Fischsprache ist leicht und einfach, und nur die Aussprache schwierig, weil die Worte mehr in die Kiemen eingezogen, als ausgestoßen werden. Sie hat deshalb viel mit dem Englischen gemein, weßhalb sie auch von den Engländern am leichtesten gelernt und verstanden wird. Capitain Marryat hat von Hayfischen und Rochen die schönsten Romane gehört und nacherzählt. Die Wissenschaft der Hydropathie — die einzige Arzneiwissenschaft bei den Fischen — ist ursprünglich einem englischen Arzt von einer Scholle mitgetheilt worden, und ihre vielen Seesiege verdanken die Engländer ebenfalls der Freundschaft der Fische und der Kenntniß ihres Idioms, da diese ihnen immer im entscheidenden Augenblick die Stellung und Richtung der feindlichen Schiffe mittheilen, und alle gegen englische Schiffe gerichtete Brander vor der Ankunft auslöschen. Wasserthiere fürchten bekanntlich kein Feuer. —

Auch die Mathematik lehrt seit Jahrhunderten die schreiendsten Irrthümer mit der anmaßendsten

Sicherheit. So sagt sie: Zwischen zwei Punkten ist der gerade Weg der Kürzeste. Wie schief ausgedrückt. — Es muß heißen: Wer den graden Weg geht, zieht den Kürzesten. — Ferner: die Summe der einzelnen Theile ist gleich dem Ganzen. — Nein! Denn Deutschlands neun und dreißig einzelne Theile sind zusammengenommen größer als ein Ganzes.

Die Größe eines Winkels hängt nicht von der Länge seiner Schenkel ab. — Man kann sich bei jedem Ballet vom Gegentheil überzeugen. Zwei Seiten eines Dreiecks zusammengenommen sind immer größer, als die Dritte. Die Berlin-Leipziger Eisenbahn widerlegt dieß.

Die Volksweisheit mit ihren Sprüchwörtern nimmt ebenfalls die Mine einer Unfehlbarkeit an, die ihr schlecht steht. Sie sagt: „Morgenstunde hat Gold im Munde.“ Ja! Gold im Munde, aber Kupfer in der Tasche, denn die Leute, die mit der Morgenstunde aufstehen, werden

gewiß mehr mit dem letzteren, als dem ersten bezahlt.

Das Gold hat Abends und Nachts bei der großen Welt so viel zu thun, daß es beim ersten Strahl der Morgenröthe ermüdet einschläft, und wenig in Berührung mit ihr kommt.

Die Morgenstunde ist eine junge Verschwenderin, tritt mit großem Geräusch auf, macht Schulden des Lichts bei dem vollen Tage, verspricht viel und hält wenig. Ihr Schein verträgt keinen Vergleich mit dem gereiften Sonnenlichte. Wollt ihr Gold, so fordert es von dem Abendroth, das hat den Tag über gesammelt. Wollt ihr Gold, ihr müßt das Alter beerben, nicht von der Jugend erwarten.

Fälschlich schmückt man die siegenden Kämpfer nach der Schlacht mit Lorbeern. — Nicht sie, die Gefallenen haben den Kranz verdient. Ihr Blut hat den Preis für den Sieg bezahlt, die Lebenden sind lachende Erben, denen man zurufen sollte, was der Wolf dem Kranich sagte, als dieser dem Raub-

thiere einen verschluckten Knochen mit seinem langen Schnabel aus dem Halse geholt hatte, und eine Belohnung dafür forderte: Ist es nicht Lohnes genug, daß Du Deinen Kopf unverletzt aus meinem Rachen gezogen hast?

Fälschlich schmückt man die Braut mit dem Myrthen- und den Todten mit dem Cypressenkranz. Es sollte umgekehrt sein, weil die Ehe das Grab der irdischen, und das Grab der Bundesaltar der ewigen Liebe ist.

Die größten Irrthümer des Verstandes sind aber zum Heil der Menschheit acute Krankheiten, die nach einer bestimmten Zeit von der Krisis der Mode wieder geheilt werden. Religiöser Fanatismus, verknöcherte Orthodoxie, Pietismus, Aufklärung, Reaction, Restauration, speculative Philosophie; alles heilt sich nach dem neunten, dreizehnten oder einundzwanzigsten kritischen Zeitpunkt wieder von selbst. Nur die Irrthümer des Herzens sind gefährlich, das sind die chronischen Schmerzen, die, je länger sie dauern, desto fester wurzeln. Diese aber brechen

jetzt um so mehr herein, als die Herzen älter, verständiger und kälter geworden sind. Erhalten wir darum das Gemüth in Glauben und Liebe jung, damit die Kraft der Natur immer stark genug gegen alle Anfälle des Irrthums bleibe, wenn er die *edleren* Theile unserer Seele bedrohen wollte.

Der Ring.

Ein Schattenspiel an der Wand.

Schattenspiel? Ja wohl! Denn werden nicht alle unsere Gedanken, die besten wie die mittelmäßigsten, aus farbigen Lichtbildern zu Schattenrissen durch das unbehülfliche und grob materielle Wort? Und an der Wand? Ja, dort ist der beste Platz. Das schönste Echo für ausgesprochene Gedanken, ist die Freiheit des Rückens, welche die Wand gewährt.

Der Ring hat mancherlei Bestimmungen, seine wichtigste ist jedoch die Bezeichnung der ehelichen Verbindung. Darum beginnt auch der Brautstand — die ästhetische Vorschule der Ehe — schon mit der symbolischen Weihe des Verlobungsringes.

Dieser besteht aus einer schuppigen Schlange, deren Zähne in den Endpunkt beißen. Das ist bekanntlich das ägyptische Symbol der Ewigkeit, und es bewährt bei seiner Anwendung die Wahrheit seiner Beziehungen und Abstammung vollkommen. Bis zur Hochzeit — und so lange gilt der Verlobungsring ja nur — ist die Liebe ewig und ächt ägyptisch. Die Braut betet häufig ein Krokodil an, und der Bräutigam eine Schlange. Die Liebe steigt, wie der Nil, bis über die Flitterwochen und bereitet die Fruchtbarkeit des Landes vor.

Die Verlobten sprechen nicht mehr in unserer ordinairen thebanischen Buchstaben- und Lautsprache, sondern in allerlei Hieroglyphen und Bildern, die nur ihnen verständlich sind. Sie betrachten ernst und schweigend den Lauf des Mondes und der Gestirne und bauen allerlei Luftobelisken und Schattenpyramiden. Endlich verlassen sie Aegypten und das Delta und treten aus dem klassischen Boden in das moderne Leben der Gegenwart. Die

Schlange des Ringes häutet sich, wird glatt, verliert ihre schönen Haare, und das also zum einfachen Reif verwandelte Amphibium nimmt seine Wohnung an dem Gold= oder kleinen Finger. Das geschieht wieder nicht ohne Bedeutung, und ist eine Symbolik der verkehrten Regula de quinque. Wenn nämlich früher die Braut dem Bräutigam den kleinen Finger gab, so nahm er die ganze Hand, wenn aber die Frau dem Manne die Hand geben will so ist er meistens mit dem kleinen Finger zufrieden.

Eine tiefbedeutende Sitte ist es, daß das Datum des Hochzeittages nicht auf der äußern, sondern auf der innern Seite des Ringes eingegraben ist. Da man Trauringe nur selten abnimmt, so ist es nicht zu verwundern, wenn manches Ehepaar Hochzeittag und Jahr so sehr vergißt, daß sie schon dreizehn Jahre verheirathet zu sein glauben, während es erst drei sind. Auf diese Weise wird die Zeit durch die Ehe gleich einem Stück Gummi elasticum zu einer Länge ausgedehnt, die von der Erinnerung gar nicht mehr gemessen werden kann.

Wäre Hochzeittag und Jahr außen auf dem Ringe alle Tage zu lesen, so würden diese Gefühle der Dauer unangenehm enttäuscht werden, und der Ring seine Bestimmung als Gleichniß der Ewigkeit schlecht erfüllen.

Der Ring ist eine indisch-persische Sitte, und man schmückte im Alterthum alle Finger, besonders den Daumen damit. Das hat jetzt überhaupt, und mit Recht bei Verheiratheten aufgehört, denn der Daumen ist der Finger der Gerechtigkeit, der Kraft und der Stärke, daher darf er nichts von Liebe wissen. Nur die Macht drückt sich gegenseitig den Daumen aufs Auge, und der Ring müßte erröthend auf die Stunde der Zärtlichkeit blicken, deren Denkmal er vielleicht ist, wenn er die Hand, die ihn trüge, in einem Souveränitäts-Verhältniß gegen eine empörte Unterthanin erblickte.

Das beste Auskunftsmittel für Ringe in der Ehe besteht darin, die beiden regierenden Gewalten zu trennen, und die linke Hand allein die Zeichen der Liebe tragen zu lassen. Da hat die rechte voll-

kommene Freiheit, und die Seite der Liebe wird nicht genirt, weil man die linke Hand nicht wissen läßt, was die rechte thut. —

Trauringe sind von reinem Gold. Nicht weil Gold das schönste und kostbarste Metall ist, denn das wäre am Ende Geschmackssache, sondern weil es am dehnbarsten ist, und also gleichsam die mineralische und metallisch feste Geduld darstellt, die das unsichtbare Band jeder guten Ehe sein muß.

Mit dem Golde eines Ringes kann man bekanntlich einen Reiter und sein Roß vergolden, so dehnbar und theilbar ist es. In gleicher Weise muß die eheliche Geduld einer Frau oft sehen, daß mit den Gefühlen, die sie für sich allein vom Manne in Anspruch zu nehmen glaubt, viele Pferde überzogen werden, und der Mann muß sich darein finden können, daß die Frau einen Reiteroffizier, wenn auch ohne Pferd, im heimlichen Feuer ihrer Liebe vergoldet.

Trotz alledem dürfen Trauringe eigentlich die Finger nie verlassen. — Sie geniren zwar anfäng-

lich den Mann etwas, da sich die Männer durch die gute Pflege der Frauen in den ersten Jahren der Ehe immer etwas zu arrondiren pflegen, und nicht nur ihre Seelenkräfte, sondern auch ihre Finger dicker werden. Nach einigen Jahren ist aber der Ring so fest ins Fleisch gewachsen, wie das Bewußtsein der Ehe in die Seele. Man kann Beide nicht mehr abziehn, und merkt sie doch kaum.

So sitzt Ring und Liebe fest, bis der Tod das irdische Band löst, und entweder Mann oder Frau stirbt.

Liebt nun der zurückgebliebene Mann die hingeschiedene Frau sehr zärtlich, so denkt und spricht er traurig, aber ergeben etwa Folgendes: Magst Du, o treustes Herz, den Ring mit ins Grab nehmen. Ich werde Dich in jenem Leben zwar ohne Ring wieder erkennen, doch Du sollst auch im Grabe meiner gedenken, wozu der Ring vielleicht von Nutzen sein wird.

Stirbt aber ein innig geliebter Gatte vor der Gattin, so strömen ihre Thränen heiß, wie der

Carlsbader Sprudel. Sie reißt der Leiche den Ring mit Ungestüm ab, steckt ihn auf den eigenen Trauring und ruft aus: Diese beiden Ringe soll wenigstens der Tod nicht trennen, sie sollen als ewiges Denkmal unserer Ehe zusammen leben, und alle Männer sollen sehen — Oh — ich kann vor Thränen nicht sprechen. —

Die Länge des Laufes trocknet den Rhein aus, warum denn der Lauf der Zeit nicht auch die Thränenbäche junger Wittwen? Ein trockenes Auge sieht aber richtiger, wie ein feuchtes, und Wittwenblicke schießen vermöge längerer Uebung schneller in das Herz der aufgestellten Scheiben, als Mädchen, und feiern dann ebenfalls mit Stolz die Hochzeit, als Fest des Königsschusses.

Nur hüte sich der neu gewonnene und genommene Theil, zu glauben, daß er an und für sich geheirathet worden sei. Er ist nur der zweite Theil des ersten verstorbenen Gatten, den man sich anschafft, um das Werk vollständig zu haben, und um die Druckfehler des Ganzen, die sich erst auf

der letzten Seite finden, darnach verbessern zu können.

Bei Männern macht sich ebenfalls der tiefste Schmerz über den Tod der Gattin in der schnellsten Wiederverheirathung Luft, und die meisten Männer schreiten nur darum sobald zu einer zweiten Ehe, damit man aus ihrem fortgesetzten Wittwerstande keinen ungünstigen Schluß auf das Glück, das ihnen die erste Frau gebracht habe, mache. Denn giebt es nicht Schadenfrohe genug, die in einem solchen Falle ausrufen: Aha! er heirathet nicht, gebrannte Kinder scheuen das Feuer.

Wie der Ring aus dem Begriff einer Schlange entstanden ist, deren Ende in den Anfang übergeht, und beide vermittelt, so ist auch die Ehe ein gleicher geschlossener Kreis, wo Anfang und Ende in geheimnißvollem Weben in eins fließen.

Der Mann repräsentirt den Anfang, die Frau das Ende. Der Anfang muß stets auf das Ende Rücksicht nehmen, für dasselbe sorgen, und daran denken; er muß aber auch nie seine Herrschaft dar-

über verlieren, denn das Ende ist vom Anfange abhängig, und sehnt sich nach ihm zurück. Ein schlechtes Ende macht auch den guten Anfang zu Schanden, wie eine schlechte Frau den besten Mann; umgekehrt wird oft ein trauriger Anfang — ein leichtsinniger Mann — durch eine gute Frau gebessert, denn Ende gut — Alles gut, und das Ende krönt das Werk. Darum, o Mensch, was Du auch thust (aus welchem Stande Du auch heirathest) so bedenke das Ende (die innern Eigenschaften Deiner Gewählten) so wirst Du nimmermehr Uebels thun.

Ein Zeichen der Ewigkeit ist ferner das immer gleichmäßige Vorüberfließen der Zeit, darum sind Trauringe auch glatt und an jedem ihrer Punkte gleich. Obwohl Brillanten höhern Werth als Gold haben, und dasselbe an Glanz überstrahlen, so sind sie doch eine, dem Golde der Ehe fremdartige Masse und müssen dem Ringe eben so wenig eingesetzt werden, als fremde Juwelen der ehelichen Liebe. Beide Ehegatten müssen sich gegenseitig als die

Solitaire zu ihren Ringen betrachten, um die sich die Kinder als die kleineren Rosetten gruppiren.

Unter den Ringen mit Edelsteinen steht der Brillantring oben an. Mit Recht. Der Diamant besteht aus Kohlenstoff, spielt im reinsten Wasser, und hat das stärkste Feuer. Er schließt also die schönste Allegorie auf unsere Dampfmaschinen in sich, und wirkt, richtig angebracht, gleich ihnen mit vielfacher Pferdekraft. O, man glaubt es nicht, welche Macht ein Diamant hat! Wie die Locomotive verkürzt er die Wege von Wochen zu Stunden, wie die Dampfmaschine der Fabrik macht er Tausende von einem Einzigen abhängig. In Indien, Tibet und dem südlichen Kaukasien ist der Smaragd ein Paß, den die dortigen Räuber ebensowohl, als die Diener der Polizei respectiren; der Smaragd macht dort erhaben, fast heilig. Scheu weicht Alles vor dem Träger desselben zurück, denn alles Volk kennt die wunderbaren Wirkungen des geheiligten Steines, und trägt seine Kraft auf den Besitzer über. Man könnte nun fragen, ob der

Diamant ein weißer Smaragd, oder der Smaragd ein grüner Diamant wäre? Sie stammen beide aus der uralten Kieselfamilie, und ihre Wirkungen sind sich durchaus nicht unähnlich.

Aus diesen Erscheinungen erklärt sich auch der ungeheure Respect, den man vor den Diamanten hat. Sie sind der höchste Adel in der Mineralogie, und selbst das Gold muß ihnen dienen.

Wenigen Dingen und Personen wird ihre angestammte Natur in solchem Umfange gelassen. Sie werden nicht gebildet, geformt, erzogen, sondern nur geschliffen, vielseitig gemacht, ins beste Licht gestellt, und von Jugend auf mit Gold umgeben.

O ihr glücklichen Brillanten! Wie wenigen Menschen geht es so gut, als Euch, wie Wenige sind schon durch die Geburt zum Glanz bestimmt?

Da war es im Alterthum schwerer, als Stein allein Anerkennung zu finden, denn weniger sein erdiger Gehalt, als seine Bildungsfähigkeit und das Talent des schneidenden Erziehungskünstlers bestimmten seinen Werth und Preis.

Wie heut die Künstler, so trug man damals die Kunst auf den Händen, und die geschnittenen Steine, die wir unter dem Namen „Gemmen“ kennen, waren damals ein Luxusartikel von allgemeinerer Verbreitung, als unsere heutigen Edelsteinringe. Die nachgemachten italienischen Arbeiten neuerer Zeit, geben uns bisweilen eine Idee von diesem geistreichen und sinnig-erhabenen Schmuck. Wir könnten fast trauern, ihn verloren zu haben, wenn nicht zu bedenken wäre, daß wir heut mehr Geld brauchen, als die antiken Menschen, und daß der Geldeswerth in einem einfachen Diamant, Rubin oder Saphir viel positiver ausgedrückt ist, als in einem geschnittenen Karneol oder Jaspis, der unsere Auctionatoren nur aufhalten, unsere Versatzamts-Taxatoren nur geniren würde.

Eine leise Erinnerung an jene geschnittenen Steine gewähren uns noch die Wappen und Namenszüge en bas relief auf unsern heutigen Siegelringen, nur mit dem Unterschiede, daß das Alterthum erhaben war, und wir das Gegentheil sind.

Siegelringe sind vorzugsweise ein Schmuck der Männer, und werden von den Damen fast gar nicht getragen. Diese Scheu ist wunderbar genug, da ein größerer Ring offenbar die Hand verkleinern würde, und läßt sich nur durch das dann erfolgende Bedürfniß eines größern Handschuhes erklären. Da den Damen aber mehr an kleinen Handschuhen, als kleinen Händen gelegen ist, so wird die Furcht vor dem schweren Schmuckgeschütz vollkommen gerechtfertigt.

Die Einbildungskraft war von jeher die größte Zauberin, und je nachdem sie sich wohlthätig oder feindlich bewies, machte sie die Menschen glücklich oder unglücklich.

Wir haben unendlich viel über die Homöopathie gezweifelt und gespottet, ohne zu bedenken, daß sie, wenn auch unendlich kleine Arzneigaben reichend, doch immer noch der Krankheit eine wirkliche Waffe entgegen setzte, und ihr tausend Angriffsmittel durch strenge Diät entzog. Gar keinen medizinischen Stoff konnten die sogenannten Gicht oder Krampf-

ringe dem Körper mittheilen, und gleichwohl bediente man sich ihrer mit schönem Erfolg, so lange die Einbildung ihre Wirkung beförderte.

Wunderbarer Weise schien hierin auch schon eine homöopathische Wirkung prophetisch bezeichnet zu sein. Gichtringe waren von Gemsenhorn, und die Tyroler erzählen viel von einem gichtischen Kopfschmerz, der diese Thiere bisweilen treibt, mit Kopf und Hörnern heftig gegen Felsen zu stoßen, wenn dieß nicht vielleicht eine satyrische Anspielung auf ihre Feinde, die Gemsenjäger ist, die Wochen und Monate lang von ihren Frauen entfernt bleiben. Krampfringe wurden dagegen aus den Klauen des Elendthieres (richtiger Elennthier) verfertigt, von dem es notorisch gewiß ist, daß es an epileptischen Zufällen leidet.

Ringe konnten jedoch nicht nur heilen, sondern auch verwunden und tödten. Wer kennt nicht die grausigen Geschichten, die man von der Wirkung der aqua toffana zu erzählen wußte. In unterirdischen Höhlen hauste der geheime Giftmischerverein.

Dem Unglücklichen, der durch Räubergewalt in ihre Hände gefallen war, wurden allerlei teuflische Mittel eingegeben, die ihn zur Raserei brachten, dann wurde er verkehrt aufgehangen, und der Schaum der Verzweiflung, der sich vor seinem Munde sammelte, lieferte die Giftsubstanz.

So wenigstens erzählte die mittelalterliche Raub-Roman-Lectüre.

Das Gift wirkte so stark, daß man mit Briefen vergiften konnte. Das geschieht wohl auch heut noch, aber die Vergiftung bezieht sich höchstens auf Seelenruhe und Lebensfrieden, und nur mittelbar auf die körperliche Existenz.

Damals soll es aber Ringe gegeben haben, aus denen nicht nur junge Leute das süße Gift der Liebe saugten, sondern ganz ordentliche Giftringe. Sie waren hohl und mit einem Miniaturtropfen dieser Todesquelle gefüllt. Bei der leisesten Verschiebung wurde ein haarähnlicher, kaum bemerkbarer Stachel durch eine Feder unfühlbar in die Haut gedrückt, der dem eingeschlossenen Gifte den Weg

zum Blute bahnte, und so dem ganzen Körper mittheilte. Der Tod erfolgte schnell oder langsam, nach der größeren oder geringeren Stärke des Giftes. Man war so weit in der Kunst vorgedrungen, daß man die letzte Stunde, wie bei einer Weckeruhr nach Belieben stellen, und Monate lang den Tod auf Tag, Stunde und Minute voraus bestimmen konnte. Man darf sich gar nicht darüber wundern, daß dergleichen Künste entweder wirklich — wenn auch in unendlich verjüngtem Maaßstabe — vorgekommen oder auch nur erdichtet worden sind; denn sie werden durch ihren Schauplatz erklärt. Italien, dessen Banditen wenigstens historisch gewiß sind, war die große Giftküche, und dies Land ist mit seinen Millionen Cypressen, Leichensteinen und Vergangenheiten ja weiter nichts als ein großer Kirchhof. Wo achtet man aber das menschliche Leben geringer, als auf einem solchen?

Die chemischen Untersuchungen späterer Zeit haben die aqua toffana ihrer fürchterlichen Poesie

entkleidet, und dargethan, daß sie in einem starken Arsenik-Extract bestanden habe, und unser kritisches Auge glaubt auch nur etwa auf dem Theater an die Wirkung des Herzoglichen Borgia-Giftes. Jedenfalls ist die Sage von der aqua toffana, und ihre Anwendung durch Ringe unsern Dramatikern zu empfehlen. Frankreich hat diesen Stoff noch nicht benutzt. Auf, Bühnenerneuertes Deutschland! Mit einem Giftringe werden deine Autoren gewiß nicht vergeblich um die volle Gunst der Tantième werben.

Auch ich erbitte mir für die Erfindung der Idee mehrere Prozente.

Eilen wir zu freundlicheren Ringbildern, die ich ihrer Originalität und ihres Zweckes wegen, alles Ernstes zur eifrigsten Nachahmung empfehle.

An der Hand eines liebenswürdigen Mädchens in dem Alter, in dem das Herz eben erst erwacht ist, und sich noch die Augen reibt, erblickte ich einen Ring, der meine Aufmerksamkeit reizte. Zwei kleine Körper waren von dem gewöhnlichen golde-

nen Reif umfaßt. Steine waren es nicht, dazu fehlte der Glanz, Perlen konnten es ebenfalls nicht sein, denn sie ermangelten des matten silberartigen Scheines; auch auf Perlmutter wollte die Hypothese nicht passen.

Ich bat endlich um Befriedigung meiner daktylischen Neugier, und erfuhr, daß diese beiden kleinen Juwelen, zwar nicht Perlen, aber doch die ersten Perlzähne der reizenden Ringbesitzerin waren, die die sorgliche Mutter beim Zahnwechsel verwahrt, und für die angehende Jungfrau habe fassen lassen.

Giebt es eine freundlichere und anspruchslosere Erinnerung an das Feenreich der Kinderjahre, als sich zum zweitenmale mit den kleinen Zähnchen zu schmücken, die bei ihrem ersten Erscheinen die Freude und das Glück der Eltern waren?

Verdiente der Gedanke jener Mutter nicht allgemeinere Nachahmung, und besitzt nicht jeder Mensch an seinen wohlverwahrten acht ersten Zähnen acht Erinnerungssteine für sich und theure Personen, die bedeutender sind, als alle braunen und blonden Locken.

Ist nicht der Zahn mehr ein Theil meiner selbst als das Haar? Der Zahn kann Schmerz empfinden, er hat Gefühl, er hat Herz, Blut und Leben; das Haar ist ein parasitisches Moos, das ohne unsere Empfindung abgeschnitten wird.

Folgte man jenem Beispiel, dann könnten Mädchen die Liebe, die sich jetzt sehr leicht von dem gegebenen Erinnerungshaare losreißt, weit eher mit den Zähnen des geliebten Gegenstandes festhalten. Männer dagegen würden den Zahn der Frauen weniger fürchten, wenn sie sich an die Milchzähne der Braut im Ringe gewöhnt hätten.

Vielleicht würde uns die Natur die Zähne überhaupt länger conserviren, wenn sie sähe, daß wir ihre ersten Geschenke mehr ehrten. Aber es ist unbegreiflich, wie wir nicht nur mit den ersten, sondern auch mit den folgenden Zähnen umgehen, und wie schlecht wir die alten Diener unsrer körperlichen Erhaltung lohnen. Gegen einen alten Rock oder Stuhl haben wir mehr Pietät, als gegen einen Zahn, der sein Jubiläum mit uns gefeiert, und uns

funfzig Jahr treu und redlich gedient hat. Einem alten Möbel gönnen wir einen Pensionswinkel auf dem Boden, einen ausgedienten Zahn werfen wir auf die Straße.

Wie viele Kinder sterben an der Entstehung der ersten Zähne? Sollte nicht jede Mutter sich veranlaßt fühlen, sie als kleine Denksteine der göttlichen Gnade für die Erhaltung in jener gefährlichen Lebensperiode zu verwahren?

Von noch größerer Wichtigkeit ist folgende Thatsache.

In einer Abendgesellschaft bemerkte ich in einem Nebenzimmer eine Dame, dem Anschein nach in tiefes Nachdenken versunken. Sie saß allein, und blickte angestrengt auf ihre rechte Hand, die alle Sekunden eine kleine zitternde Bewegung machte. Nicht ohne Mühe entwarf ich einen Operationsplan, um den Grund ihrer Zurückgezogenheit von dem Tanz-Kriegsschauplatz und ihres vermeintlichen Trübsinns zu erfahren. Schon war ich auf alle Stichwörter gefaßt, in denen sich verschmähte Liebe, gekränktes

Ehrgefühl, kurz — die gewaltsam resignirende Furcht vor gänzlicher Lebensverfehlung ausspricht.

Ich näherte mich leise und theilnahmsvoll, und fragte: warum sie, hierher zurückgezogen, nicht am Tanze Theil nehmen zu wollen schien? Sie schlug lächelnd und heiter den Blick auf, und sagte: „Ich bin in der That ein wenig von der Reise müde, und da will ich zu erfahren suchen, ob mein abwesender Bräutigam an mich denkt, oder wenigstens von mir träumt, wenn er schon schlafen sollte?“

„„Nun? Welcher freundliche Genius besorgt ihnen denn diese Nachricht?““ „O!“ erwiederte sie lachend, „der ist hier in diesem Ringe eingeschlossen. Ich würfle deshalb, und wenn in der angenommenen Zahl von Würfen ein Pasch kommt, so wird meine Frage bejaht, das Ausbleiben desselben ist eine Verneinung.“

„„Würfel, Pasch? — Sie scherzen!““ sagte ich verwunderten Blickes. „Keineswegs,“ fuhr sie fort. „Sehen Sie diesen Ring, das ist mein guter Dämon.“

Sie erhob ihre Hand, und ich erblickte folgendes Wunder. Unter einem convexen Glase befanden sich drei kleine elfenbeinerne Würfel, von der Größe der kleinsten Erbsen, oder mittlerer Schrotkörner, mit den gewöhnlichen Zahlpunkten. Sie waren frei beweglich, rollten bei der geringsten Bewegung umher und zeigten dann, ruhig liegend, wie die, aus dem Becher geschütteten Würfel, was die Sekunde des Glückes geschlagen hatte. Das Ganze nahm ungefähr die Hälfte eines kleinen Siegelringes ein.

Ich schwieg in staunender Ueberraschung. Sie fuhr fort: „Mit diesem Ringe kann ich die wun„derbarsten Sachen ausrichten, und er ist mir ein „unschätzbares Gut geworden. Ich kann in alle „mögliche Lebenslagen versetzt werden, aber vor lan„ger Weile bin ich geschützt.

„Sei die Hitze noch so drückend, der Nachmit„tagsprediger noch so schwül, ich werde nie in den „sündlichen Schlummer so vieler Kirchengängerinnen „fallen, denn ich schüttle so lange, bis ich einen

„einfachen Pasch von zwei Zahlen geworfen habe. „Ich kann die ältesten Stücke im Theater sehen, „und die jüngsten, ich bleibe munter. — Iffland „oder die moderne bürgerliche Bühne — der Ring „ist meine Schehezerade, die mir, wie die wirkliche „dem Kalifen, den Schlaf vertreibt. Es sind mir „schon dramatische Werke vorgekommen, die so lang= „weilig waren, daß die Schauspieler nur noch lall= „ten, weil auch der Souffleur schon eingeschlafen „war, doch ich vergnügte mich ergötzlich — mit „meinem Ringe.

„Schwerer wird mir es allerdings in der Ge= „sellschaft. Ich theile jetzt nämlich das ganze männ= „liche Geschlecht nur in zwei Theile; in solche, die „wissen, daß ich Braut bin, und in solche, die es „nicht wissen. Die letzten, wenn sie nicht gar zu „langweilig sind, mögen mir immer ein wenig die „Cour machen, es unterhält mich, sie mit meinem „Bräutigam zu vergleichen, so lange sie sich in all= „gemeinen Artigkeiten verlieren. Wird aber ihre „Aufmerksamkeit so groß, daß ich selbst aufmerksam

„zu werden anfange, dann schütze ich mein Herz
„durch die komische Wirkung, die es auf sie macht,
„wenn ich ihnen sage, daß ich gar nicht mehr ih-
„rer ausschließlichen Aufmerksamkeit werth bin, und
„warum. —

„Die andern aber, die mein Verhältniß kennen,
„und trotzdem durch alle Anstrengungen ihrer Ei-
„telkeit den Triumph bereiten wollen, mich zu be-
„denklichen Parallelen zwischen ihnen und meinem
„Verlobten zu bewegen, werden mir so schrecklich
„langweilig, daß ich zu meinem Schutz- und Trutz-
„ringe blicken muß. Je länger ich werfe, desto
„mehr schwindet die Neigung zum Gähnen. — Ich
„schlage natürlich den Blick nieder zu meinen Wür-
„feln, was diese Thoren so auslegen, als ob ich
„das Feuer ihrer Blicke fürchtete, oder mein auf-
„steigendes Interesse verbergen wollte; aber ich
„trachte nur nach drei Sechsen, drei Dreien oder
„drei Einern, und wenn ich diese habe, dann schlage
„ich unbefangen die Augen auf; Schlaf und Ge-
„spräch sind aus meiner Seele fort.“ —

Ich zog mich erstaunt und keines Wortes mächtig nach kurzer Beurlaubung zurück.

Anmerkungen zu der Bedeutung dieses Ringes machen, seine Nachahmung empfehlen zu wollen, hieße seinen Werth verkleinern. —

Bekannt ist die Thatsache, daß man Fliegen wieder lebendig machte, die über zehn Jahre in versiegeltem Madeira gewesen waren, indem man sie an die Sonne legte, und geschabte Kreide auf sie streute. (Das Experiment läßt sich noch heut von Jedem wiederholen, wenn man Fliegen in Wein oder Wasser ertränkt, nur nehme man statt der Jahre einige Stunden.)

Weniger bekannt ist aber das Verfahren, wie man Fliegen, die man vor einem Monat in Weingeist getödtet hat, das Ansehen geben kann, als hätten sie vor vielen Jahrhunderten oder einem Jahrtausend gelebt. Mir wurde das Räthsel gelöst. —

Ein Handelsmann bot mir einen Bernsteinring zum Verkauf an. Der Reif bestand aus hellerer

ins Grünliche spielender Bernsteinmasse, in deren Mitte sich eine goldgelbe gewölbte Bernsteinscheibe erhob, die im Innern eine kleine niedliche Fliege mit ausgebreiteten Flügeln umschloß.

Armes Thierchen! rief ich aus, du bist wenigstens des schönsten romantischen Todes gestorben! Was sind alle ägyptischen Königsmumien gegen die Herrlichkeit, womit die Natur deinen zarten Leib vor der Vernichtung geschützt hat? Du saßest vielleicht in dem Jünglingsalter deines Eintagslebens auf einer Muschel, und schautest am Strande in dem Wolkenspiegel der trügerischen See, nach einem geliebten zweiten Ich. Es wollte sich dir nähern, da verschlang dich die feindliche Welle, und versenkte dich in dein jetziges Element. So bist du, in der goldenen Krystallisation fernen Jahrhunderten überliefert, ein Zeugniß geworden, daß die Natur in ihrer allmächtigen Schöpferkraft keiner Mode huldigt, sondern sich selbst gleich und uns treu ist bis ans Ende der Tage. Ich bezahlte die Seltenheit mit zwei Dukaten, und war froh, so wohlfeilen Kaufs

davon gekommen zu sein; denn ein alter Phönizier hätte gewiß zehn Talente dafür gegeben, und ich besitze nicht ein halbes.

Nach einigen Tagen machte ich einen Besuch und war nicht wenig erschrocken, bei zwei Damen gleiche Ringe zu finden, nur waren die Insekten verschieden, das eine war eine Zwergmücke, das andere schien ein geflügelter Floh zu sein.

Ich glaubte mich im alleinigen Besitz einer großen Seltenheit zu sein, und hatte schon verschiedene Pläne, welches stolze Herz ich durch das Geschenk meines Wunderringes verkleinern und mir mundrecht machen wollte.

Vor Aerger konnte ich nicht sprechen und mich erkundigen, auf welchem Wege diese Ringe die Hände ihrer Besitzerinnen gefunden hätten. Ich steckte meine Reliquie indeß an, und hoffte am Abend in einer größern Gesellschaft wenigstens einiges Aufsehen damit zu erregen. Da begab sich der bekannte theatralische Coup, daß jeder in dem alleinigen Besitz eines Geheimnisses zu sein glaubt, das Alle wissen.

Derselbe Kunsthändler hatte an die Hälfte der Anwesenden Bernsteinringe verkauft, und mußte die ganze Insektenkunde, in Bernstein eingeschlossen, vorräthig gehabt haben. Es waren in den verschiedenen Ringen mehrere Klassen Motten, Käfer, Wanzen, kurz alles nur erdenkliche Gewürme zu sehen. Ich hatte vermöge meiner antiquarischen Kenntnisse am theuersten bezahlt.

Wuth und Rache erfüllten mein Herz, und der Zorn gab mir jetzt in dem Grade größeres Licht, als ich beim Kaufe in größerer Dunkelheit getappt hatte. Ich wollte schadenfroh, Allen den erfreulichen Glauben nehmen, daß die Aechtheit des Wunders die Fülle seiner Idee, in so vielen Exemplaren ausgegossen habe.

Heimlich machte ich die Spitze eines Federmessers glühend, und ging öffentlich, während alle Ringbesitzer mir zuschauten, der armen todten Fliege in ihrem Bernsteingefängniß zu Leibe. Bald löste sich die obere Platte (der Bernstein ist nur schmelzbares Harz) die arme Fliege lag nackt uud bloß da, und ihr

Leichnam schien zu summen: Verzeihe mir! es ist nicht meine Schuld, daß ich erst seit ein Paar Monaten todt bin, und nicht schon seit Jahrhunderten. Meine Seele ist unschuldig an den Betrug.

Somit legte ich nun allen Anwesenden und mir selbst unwidersprechlich dar, daß die Fliege in den Bernstein, und nicht der Bernstein über die Fliege gekommen war, und daß man bei allen Bernsteinverhältnissen sehr vorsichtig sein muß, wenn man nicht mystifizirt sein will.

Der kleine Krieg des Lebens.

Es ist gar keine Kunst, an einem Dolchstoße ohne Schmerzensschrei zu verscheiden; aber bei fortgesetzten Nadelstichen stoische Haltung und antike Marmor-Ruhe zu beweisen, giebt dem Menschen eine Erhabenheit der Haut und der Seele, deren Bewunderungswürdigkeit unendlich ist.

Ein größeres Leiden weckt unwillkührlich schlummernde Dulderkräfte und stählt das Herz des Schwächsten; doch die Widerwärtigkeiten des täglichen Daseins, die für Leiden und Schmerzen zu klein, für Unbequemlichkeiten zu groß sind, quälen mit ihrem Guerillaskriege gegen uns, das Leben bis zur Angst der Verzweiflung. Für ihre Ertragung Muth, Kraft und Geduld zu gewinnen, sollte

mit zu der Aufgabe der Erziehungs-Philosophie gehören. Ich will versuchen, durch Schilderung des Elendes die Aufmerksamkeit der tröstenden und helfenden Mächte zu gewinnen, und durch Beschreibung der Leiden ärztliche Lebenskünstler zur Erforschung von Heilmitteln zu bewegen.

In einem Zimmer allein zu schlafen, hat seine großen Unbequemlichkeiten und Gefahren, wie Kenner der Einsamkeit wissen. Der Tod ist keineswegs so stolz, daß er seine Beute immer im Pomp, von seinen Garden, Aerzten, Predigern und Krankenwärtern umringt, holt. Oft schleicht er auch diebisch leise heran, und erhascht seinen Raub, wie der höhere und mittlere Katzen-Adel — Löwen, Tiger, Unzen, Leoparde u. s. w. im Sprunge. Ein Schlagfluß, der den allein Schlafenden trifft, ist meist entscheidend. Ein Blutsturz nicht minder. Wichtige Morgenstunden zu verschlafen, unmoderne Geistererscheinungen zu haben und andere Unbequemlichkeiten der nächtlichen Einsamkeit machen sie wenig empfehlenswerth.

Wir schlafen also in Gesellschaft, gleichviel ob in der kleinsten oder in größerer.

Im normalem Zustande ziehen wir langsam und bedächtig unsere Kleidungsstücke aus, legen uns mit vorsichtiger Ergreifung eines sichern Juste milieu ins Bett, und ziehen die Decke bis an den Hals. Nun verweilen wir mit unsern Gedanken einige Zeit in der Höhe, halten Rechnung mit dem verflossenen Tage, schreiben unsere Erfahrungen ins Credit und unsere Fehler und Sünden ins Debet. Darauf fangen wir an, gar nichts zu denken, und nähern uns immer mehr der süßen Selbstvergessenheit des Daseins. Schon haben wir unsern Paß im Reiche der Träume vorgezeigt, der Schlagbaum wird in die Höhe gezogen, wir stehen nur noch mit einem schon eingeschlafenem Fuße in der gemeinen Wirklichkeit. Da beginnt es neben uns, rechts, links oder vis a vis sich zu erheben, gleich des Windes leisem Säuseln, das kaum mit den Blättern zu spielen vermag; es wächst zur dumpfen Toneswelle, immer mächtiger braust sie einher und

überschwemmt unser Ohr. Das Herz erschrickt, wir fahren auf und sind erwacht. Der volle Donner des Schnarchens zerschellt wie eine wüthende Brandung das Fahrzeug unsers Schlummers.

Wem solche Zustände unbekannt sind, wer mit der letzten Kleiderhülle das letzte Tagesbewußtsein abzustreifen versteht, wird hierzu lächeln; wer aber darauf angewiesen ist, um seinen nächtlichen Schlaf wie um das Lächeln einer Geliebten werben zu müssen, wird meine Schilderung nicht übertrieben finden.

Die erste Liebe des Schlafes ist zerstört, die Knospe des ersten Traumes geknickt. Wir sammeln nun unsere Sinne und rufen unserm Schlafmörder mit unterdrücktem Grimme zu: „Du schnarchst mein Lieber, oder meine Liebe! Lege Dich doch ein wenig auf die andere Seite.“ Einige unartikulirte Laute sind unsere Antwort, und es tritt Stille ein.

Täusche sich Niemand. Es ist die Stille, die dem Sturm voran zu gehen pflegt. — Kaum sind

unsere Sinne wieder in die Winterquartiere des Vorschlummers gerückt, so überfällt uns der Feind trotz der Friedensversicherungen tückisch und völkerrechtswidrig.

Wir zucken zusammen, fluchen sanft oder entsetzlich, still oder heftig. „Nein! Das ist zu toll! Ich kann ja auf diese Weise durchaus und absolut nicht schlafen. Hörst Du nicht?“ „„So? Schnarche ich wirklich?““ — (Der Schnarchende läugnet nämlich nie, weil das Gefühl der Schuld zu groß in ihm ist). Ich werde nicht mehr — —

Jetzt tritt bei dem leidenden Theile, wenn er ein denkender Mensch ist, ein Zustand ein, der an Widerwärtigkeit alle vorigen Schrecken überbietet. Wird der Gegner wieder zu schnarchen anfangen, oder nicht? Sollst du munter und in bewaffneter Neutralität bleiben oder deine Denk- und Augennerven wieder auf den Friedensfuß setzen?

Solche politische Unentschiedenheits-Gedanken wimmeln wie Ameisen in unsrer zerquälten Seele umher, bis sie endlich so mürbe wird, daß sie

zu wachen aufhört, ohne wirklich eingeschlafen zu sein. —

O, wenn es Seelen giebt, die im Todesschlafe schnarchen, wenn ich das fürchterliche Unglück habe, in solcher Nähe mein Grab zu finden, dann fürchte ich die Hölle nicht, denn sie wird minder schrecklich sein. —

Die Nacht ist zu Ende, der Morgen bricht herein; wir werden geweckt oder erwachen. Man sollte für Zucker und Honig, für das Wort der Liebe, für die schönste italienische Opernmelodie ein anderes Wort erfinden, als süß, um alle Poesie, die dieser Begriff Jahrhunderte hindurch in sich aufgesammelt hat, allein dem Reize des Morgenschlummers überlassen zu können. — Die Stunde hat zwar geschlagen, aber noch zehn Minuten zum Morgendessert. — Sie sind vorüber, das heißt, es ist eine halbe Stunde vergangen. Nun unterwerfen wir uns der gebieterischen Pflicht, und treten mit chaotisch verwirrten und unentwickelten Gedanken in die kalte Welt. Verschiedene Morgenschauer durch-

zucken uns galvanisch, und mit instinktartigem Umhertappen fahren wir in die nothwendigsten Morgengewänder. Wir gähnen, dehnen uns, seufzen, reiben die Augen, krauen uns hinter den Ohren, und treiben allerlei gymnastische Morgenexercitien, um unsern Körper zum Selbstbewußtsein zu bringen.

Mit einem Generalseufzer scheiden wir von der Dämmerung unserer Gedanken und beginnen die volle geistige und leibliche Morgenbeleuchtung mit dem Geschäft des eigentlichen Ankleidens.

Es mag das Geschäft einer Gesellschafts- oder Balltoilette im Laufe des Tages für viele Herren und alle Damen mehr Vergnügen, als Unbequemlichkeit gewähren, ich finde das sehr natürlich. Jeder Verschönerungs-Apparat, den wir zu einem besondern Zweck an unsrer äußern Erscheinungsform anbringen, gleicht der Kriegsmunition, die ein Staat anschafft. Es liegt in beiden Momenten die Hoffnung des Sieges. Jede Umkleidung, nach dem gewöhnlichen Anzuge, ist eine Verwandlung der Puppe zum Schmetterling, sie geschieht schmerzlos

und führt zu höherem Glanz. Unser Morgenanzug ist aber die Verpuppung nach unserm nächtlichen Raupenzustande. Mit tausend Schmerzen spinnt sich die Raupe zur Puppe ein, und mit nicht viel weniger der Mensch.

Die Damen sind über diesen Punkt bis jetzt sehr verschwiegen gewesen. Wenn aber die Genremalerei aufrichtiger Lebensschilderungen, von unsern höheren Schriftstellerinnen mehr cultivirt sein wird, dann hören wir sicherlich Geständnisse, gleich dem folgenden. Denn wie reizend auch das Colorit und die Ausführung einer vollen Parüre jedem weiblichen Wesen sein muß, die erste Grundzeichnung und Anlage des Bildes, die an jedem Morgen neue Schöpfung und Auferbauung der unsichtbaren Macht, die dem äußern Gewänderspiel die Fülle plastischer Pracht giebt, muß jeder Toilettenkünstlerin höchst langweilig sein.

Im Auskleiden liegt Poesie. — Dem Körper wird nur dann die Ruhe vollkommen süß, je mehr er sich dem Stande der Unschuld nähert; doch in

der Nothwendigkeit des täglichen Ankleidens trifft uns jeden Morgen ein Theil der Strafe für den Verlust unserer Paradieses-Reinheit.

Ich beginne, wie bei der Aufstellung eines Monuments, mit dem Sokkel des Menschen, mit dem Fuß.

Dieser erhält, wie ein Buch, einen Titel von Wolle oder Baumwolle in Gestalt des Strumpfes, wird dann in starkes Leder gebunden, und muß so hinaus in die Welt. Der Strumpftitel sagt bald zu viel, bald zu wenig, und ist im Frühling und Herbst von Wolle zu warm, von Zwirn und Baumwolle zu kalt. Man muß diese Qualen kennen; ein zu warmes Herz ist schon ein Unglück, ein zu warmer Fuß aber ein Jammer. Bücher sind in ihrem Kindheitszustand der Presse und den Preßzwang schon gewöhnt; darum tragen sie ihre lederne Uniform im gereiften Alter mit weit mehr Standhaftigkeit. Füße sind aber oft weit empfindlicher gegen ihre ledernen Zwingherrn, und ich kenne keinen Unterschied zwischen einem bösen Gewissen und

den meisten Stiefeln, als daß das erste nur die Schlechten foltern kann, die andern aber alle moderne Heiligen und antike Sünder ohne Unterschied.

Ich könnte es historisch und philosophisch nachweisen, wie das Kostüm der Bergschotten eigentlich die Urquelle der Magna charta und der englischen Freiheit gewesen ist, aber ich will mich lieber der Ungenauigkeit beschuldigen lassen, als eine einzige Leserin verlieren; darum schweige ich im Besondern, und sage nur im Allgemeinen, daß die Freiheit der Männer in jeder Beziehung höchst eingeengt ist. —

Das Waschen und alle hydropathischen Wasserkünste, mit denen wir Gesicht, Kopf, Brust und Hals erfreuen, sind zwar eben so wohlthätig als angenehm, doch bitte ich alle Fantasiefähigen, sich die Situationen auszumalen, in die wir kommen, wenn die Seife unseren Händen entgleitet, und unter das Bett rollt; wenn wir während der Gesichtsbleiche, wo auch das feinste Gehör taub wird, von unsern Frauen oder Kindern um Etwas gefragt

werden, wenn wir triefend wie Neptun uns vergebens nach einem reinen Handtuch umsehen.

Wir durchfurchen darauf mit elfenbeinernen Zähnen das Haar und martern uns bei einer üppigen Lockenfülle so lange, bis wir alle Haare auf dem Kopfe und keine auf den Zähnen haben. Ich sage es ohne Rückhalt: die Kämme sind eine eigennützige und heuchlerische Erfindung der Friseure, um uns nach und nach unser eigenes gutes Haar zu nehmen, und dagegen ihr schlechtes Fabrikat aufdringen zu können. Der Kamm ist der schreckliche Pedant, der das Haar um die Freiheit der Jugend betrügt, seine Sicherheit und Festigkeit untergräbt, und durch immerwährenden Angriff in ein frühes Grab stürzt.

Doch alle bis jetzt geschilderten Leiden sind lachender Scherz gegen den fünften Akt, der mit dem Untergang des letzten Bartnachwuchses endet.

Es giebt in der Natur nur einen Weg, einen Bart zu bekommen, aber verschiedene Pfade, ihn los zu werden. Der nächste ist, sich selbst zu ra-

siren. Dies gelingt Vielen. — Welch eine große Zahl besteht aber bei dieser mechanischen Selbstprüfung erbärmlich. Banger Schauder ergreift den Verfasser dieser Leidensskizzen, wenn er an die blutigen Septembertage denkt, die er auf diese Weise durchgemacht hat. Kein Feiertag war so roth im Kalender angestrichen, als der Rasirtag auf seinen Wangen.

Die ersten leichten Striche geschehen mit Muth und Selbstvertrauen, bald überzeugt man sich jedoch, daß sich die Haarwurzeln bäumen, und daß das Messer mit dem Schaum leerer Erwartungen zufrieden sein muß. Man schabt energischer, und — die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.

Anfangs sind es nur nichtssagende tiefe Schnitte, später geometrische Figuren, Winkel, Triangel, Halbkreise; endlich eine Sammlung vollständiger Arabesken.

Man legt mit stummer Resignation — um sich vor unfreiwilligen Selbstmord zu schützen — das Messer nieder, und verkauft seine goldene Morgen-

freiheit an einen Barbierkünstler. Ich sage nicht zu viel. — Es mögen mich tausend Lerchen und eben so viel Nachtigallen am frühen Morgen ins Freie rufen, ich muß bis acht oder halb neun auf Schelle warten; denn unrasirt den ganzen Tag umherzugehen, würde uns Beide um Ehre und Reputation bringen.

Endlich ist der schlechtere Theil unseres besseren Selbst auf die Höhe der europäischen Civilisation gebracht. Wir haben den drei Grazien oder Parzen: Mode, Sitte und Witterung gehuldigt, und sind mit der äußeren Erscheinung fertig. Aber nicht nur die Gränzen des Körpers, auch sein Centrum fordert die üblichen Morgenrechte, und der Magen verlangt ebenfalls die ihm gebührende Toilettenaufmerksamkeit.

Die meisten gebildeten Europäer trinken zu diesem Zweck Kaffee, seltener wird Thee, noch seltener Chokolade getrunken.

Wir setzen uns zu diesem freundlichen Geschäft, und freuen uns, nach so vielen Stür-

men des Daseins einen schützenden Hafen gefunden zu haben.

O der Täuschung! Auch hier verfolgt uns das Unglück mißlicher Störung.

Nichts ist mehr rein in unserm gewerblichen Zeitalter. Nicht unsere Violinsaiten, nicht die Doppelgriffe auf denselben, nicht unsere Wohlthätigkeitswerke, und nicht der Styl unserer Autoren; weder unser Wein, noch unser Kaffee. Ach, bis in die höhern Sphären dieses edlen Getränkes zieht sich, sowohl in öffentlichen Gesellschaften, als im verborgenen Familienkreise das schleichende Gift der Cichorie, des Eichelkaffees, der Runkelrübe, das die edle Natur des Kaffees tödtet, und sein arabisches Vollblut verdirbt.

Es kann in der menschlichen Gesellschaft nicht so schreiende Mesalliancen geben, als dem Kaffee zugemuthet werden. Mit gebranntem Roggen, Gerste, Malz muß er gemischte Ehen schließen, welche gegen alle Heiligkeit des Kirchenrechtes sind, und durchaus gar keinen Segen verdienen; ja man

hat sogar schon erfinderische Kutscherfrauen gesehen, die — der doppelten Billigkeit wegen — den Kaffee mit gebranntem Hafer versetzt haben.

Glücklich, wer durch die Gewohnheit so stumpfsinnig geworden ist, daß er diese Mißgriffe der Küchenconstitutionen weder auf Zunge und Gaumen, noch im Halse und Magen fühlt.

Zu allen bösen Geistern mit diesen Erfindungen aus der Zeit der Continentalsperre, wo wir jetzt so viele Continental- und verbundene Zollfreiheit haben!

Ist nicht ein guter Gedanke mehr werth, als fünf verdorbene und schiefe, und eine Tasse ächten Kaffee's vorzüglicher, als sieben nichtswürdige?

Gewiß haben viele Männer ihren Frauen gegenüber diesen Gedanken als Wunsch und Befehl ausgesprochen, und leben nun des stärkenden Glaubens, reinen Kaffee zu trinken.

Aber kein männliches Auge durchdringt den Rauch, der die Dreifüße unserer delphischen Göttinnen umhüllt, und die Frauen verrathen eher ein

Staats- als ein Küchengeheimniß. Sei es heimliche Privatökonomie zu edlen Zwecken, sei es die Neigung, überall Verbindungen zu stiften, sei es culinarischer Aberglaube — sie unterlassen es nicht, dem reinen Gehalt des Kaffee einige Karat schlechterer Legirung beizuschmelzen.

Hat aber der Kaffee allein seine Cichorie?

O nein! Die Sahne hat ihn auch, nur im umgekehrten Verhältniß, denn je weniger rein wir den Kaffee bekommen, desto reiner bekommen wir die weiße Verklärung desselben. Alle fremdartigenEtttheile werden von den gewissenhaften Milchpächtern mit vielem Wasser so sorgfältig ausgewaschen, daß sich kein Engel des Lichts geniren dürfte, in solcher Flüssigkeit ein Bad zu nehmen. Es giebt nur ein Mittel, diese Unvollkommenheiten zu mildern, und das besteht darin, die Sahne stehn zu lassen, und mit vielem Zucker und beträchtlichem Wärmegrade sich zu der Höhe Talleyrands zu erheben, der vom Kaffee sagte: Ich liebe ihn am meisten, wenn er schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und

süß wie die Liebe ist. — Doch die Leiden und Freuden des Kaffees nehmen ihr Ende, wir gehen aus.

Wenn der Engländer sagt: My house is my castle, so drückt er hiermit den Grad des Vertrauens aus, den er zu seinen schützenden Wänden hat. Und er hat Recht. — Draußen fängt die Welt an, und die Welt liegt überall im Argen. In meinen sogenannten vier Pfählen bin ich Herr meiner großen und kleinen Leiden. Sie gehorchen mir zwar nur selten, aber ich kann ihnen immer befehlen. Ich kann ihnen bis auf einen gewissen Punkt entgehen, oder mich zu ihrer Ertragung mit Bequemlichkeit rüsten. Draußen — im Freien bin ich ein Knecht jedes Zufalls, ein Diener jeder Schicksalslaune. Die Straßen drohen mir wie Polypenarme, die ganze Stadt ist ein Ungeheuer.

Ich trete mit freiem frischem Morgenherzen aus der Hausthür, Bilder der Hoffnung und Heiterkeit durchweben meine Seele in den ersten Minuten.

Was tritt mir plötzlich entgegen? Ein Mann mit einem ungeheuren Nasenpolypen.

Entsetzlicher Anblick! Schreck und Ekel lähmen mir Besinnung und Bewegung und wie die Vögel den Rachen der Klapperschlage muß ich dieses unglückliche Ungeheuer anstarren, bis es vorüber ist. Der Gedanke an diesen Anblick (ich erzähle ein wirkliches Factum) mischt sich wochenlang in alle meine Anschauungen. Was ich auch trieb und dachte, immer tauchte diese geröthete Elephantenrüssel-Erinnerung, gleich einem in Holz geschnittenen Medusenhaupte, aus dem See meiner Einbildungskraft wieder empor.

Ein Transport Gefangener begegnet mir. Die bleichen Gesichter des Elends, der Verzweiflung, der Angst, des Leichtsinns, der Frechheit und Sünde richten tausend Fragen über die religiöse und politische Construction der bürgerlichen Verhältnisse an mich. Ich bin nicht stumpfsinnig genug, sie zu überhören, und dünke mich nicht hinreichend weise, sie durch neue Theorien zu beantworten. Das

wahre Leben wohnt weder in Häusern, noch in Büchern, es wohnt auf der Straße. Wir fühlen, wie wahr es dort spricht, aber die Rede geht unserm Herzen bitter ein, wie das Wort der Propheten den israelitischen Königen.

Dort stehen mehrere Krüppel, Blödsinnige, Blinde und Kranke. Die Polizei kann das Betteln verbieten und bestrafen; vermag sie aber dem Elend Luft und Licht zu nehmen, die Oeffentlichkeit ihm zu entziehen? Renne gedankenlos und locomotivisch durch die Stadt, wer da will; für den, der neben seinem Berufe noch Mensch zu sein strebt, bittet die stumme Thräne lauter, als das schreiendste Wort; die blasse Wange und das gebeugte Haupt eindringlicher, als die kläglichste Lamentation. Wie schrecklich ist es, nicht so viel und so oft geben zu können, als wir wollen! Das ist das Leiden der Straße, von dem wir zu Hause verschonter bleiben.

Es wiederholt sich in höhern Gebieten zwar äußerlich komischer, in der That aber um nichts weniger schmerzlich.

Außer vielen andern Eintheilungsgründen, wonach wir die Menschen ordnen können, wären sie auch durch folgende Klassen zu bestimmen:

1. Schuldner. 2. Gläubiger. 3. Solche, die weder das Eine noch das Andere sind.

Die letzte Klasse ist am leichtesten zu behalten, zu übersehen und zu verstehen; ich spreche darum, sie übergehend, von den beiden andern und ihrem Verhältniß, wie es sich auf der Straße gestaltet.

Der Wandrer im tiefen Süd und hohen Nord hört Tiger vorher brüllen und Wölfe heulen, ehe sie ihm nahen. Mit Schnelligkeit und Geistesgegenwart kann er sich retten. Wie ungleich steht der arme Schuldner neben ihm, der ahnungslos auf der Straße einherwandert, und dem plötzlich aus einer Queerstraße ein Gläubiger-Schneider entgegentritt. Soll er ausweichen? — Er kann nicht. Soll er umkehren? — Er will nicht. Seine geängstete Seele verwandelt den furchtsamen Schneider in ein furchtbares Ungeheuer, dem er geradezu in den Rachen läuft. Was der Ekel körperlich

ist, das ist Verlegenheit der Seele, ein Schwindel, eine Ohnmacht des freien Selbstbewußtseins.

Von allen Verlegenheiten ist die des Schuldners dem Gläubiger gegenüber die drückendste.

Die Blicke des letzten sind ein wahres sabinisches Joch für den ersten, unter welchem der arme Römer hindurch muß, und mancher Mensch kommt sein Leben lang nicht aus den caudinischen Pässen heraus.

Und wenn die Leidensminuten verstrichen sind, so führt unsere Fantasie uns von der Quelle unserer Geldlosigkeit bis zu dem Strome von Verlegenheit, der uns am nächsten Morgen umrauschen wird, wenn der Bursche mit der frisch zugespitzten Rechnung unser Herz durchbohrt.

Geht es nun vielleicht dem Gläubiger besser? Schwerlich! —

Ich setze den Fall, er ist eine cholerische Natur, so ergrimmt er innerlich, schneidet ein Gesicht voll heftiger Fragezeichen und denkt: Warte! du trägst neue Kleider und willst meine alte Rechnung nicht

bezahlen? Himmel! — (Der Schneider flucht nie bei der Hölle) Könnte ich doch alle meine schlechten Zahler als Rattenkönig zusammennähen und — eingesperrt — so lange für Geld zeigen, bis ich so viel hätte, um einen nach dem andern loszuschneiden.

So erhitzt sich der zornige Schneider, geräth in Schweiß und Wind, erkältet sich und wird krank.

Bisweilen treten armen Schuldnern auch reiche, großmüthige Gläubiger entgegen, die nur um der Ordnung und nöthigen Buchführung willen mit langen Rechnungsröhren nach des Schuldners Brust geschossen haben. Diesen ist es gar nicht um die Summe Geldes zu thun, sondern sie verfahren aus alleinigem Mitleiden hart mit dem Minuszeichen ihrer Activa.

Es wird ihnen nämlich gar zu wehmüthig ums Herz, wenn sie den Eindruck des Schreckens bemerken, den ihre Person auf den sie von fern erblickenden Schuldner macht. Sie können es nicht ertragen, wenn sie sehen, wie das arme Schlachtopfer

ihrer Blicke sie erkennt, erschrickt, bleich wird, sich hundert Meilen tief in's Innere der Erde wünscht, und endlich bei der Annäherung an sie mit seinem wankenden Gruße telegraphisch zu sagen scheint: O schone meiner! Vergiß noch auf längere Zeit, daß du mich gesehen hast, denn ich bin es gar nicht werth, daß sich ein so reicher Mann meiner erinnert.

Kann es nun wohl für einen edlen Reichen eine größere Verlegenheit geben, als die, welche zu erzeugen? Wenn er nach seinem eigenen peinlichen Gefühl das des Schuldners ermißt, und dessen Zustand berechnet, ist es dann nicht ein schöner Zug von Milde und Güte, daß er in Bälde höflich, aber gerichtlich gegen ihn verfährt, und durch den Executor zur Abtragung seiner Schuld zwingt?

Denn, so denkt er, eine kurze Härte ist weit weniger empfindlich für ihn, als wenn er noch oft die Qual aussteht, die er bei meinem heutigen Anblick empfunden haben muß.

Aber es begegnen sich nicht nur Schuldner und Gläubiger auf der Straße, sondern auch Herrn und

Damen, Versprechende und Glaubende. Die Sprache hat noch keine Worte zur Bezeichnung des Verhältnisses, in dem ein Herr zu einer Dame steht, wenn die letzte dem ersten Etwas gegeben hat, und von ihm nicht wieder zurücknehmen will.

Was thut man mit einem in der Zerstreuung angenommenen Herzen, wenn man sich wieder gesammelt hat?

O lieber tausendmal als Schuldner tausend Gläubigern begegnen, als einmal als Schuldiger einer Glaubenden, die unsere Allegorien zu buchstäblich genommen und zu viel geglaubt hat.

Wie ein plötzlicher Schuß fliegt, so bald uns eine Solche von fern erblickt, in einer schrecklichen Parabel — das ist die Linie, in der die Bomben geworfen werden — ein Blick auf uns zu, zerplatzt zu unsern Füßen, zerschmettert unsern Gleichmuth, und sagt, daß wir durch und durch erkannt sind.

Die Ruhe der Verachtung, die diesem Blicke folgt, breitet sich wie eine schwarze Nacht um uns aus. Da erhebt sich noch einmal das Augenpaar,

und schießt zwei Congreve'sche Raketen auf uns ab, deren Feuer bekanntlich nicht gelöscht werden kann, um unser Gewissen mit der brennenden Gluth durch und durch in Höllenflammen zu setzen.

Oft hat das Weib nur Blicke für seine Rache, aber die Natur gab diesen Blicken die Kraft der Vernichtung.

So wird die freie Straße für beide Hälften der Menschheit oft ein wahres Schlachtfeld der Leidenschaften, und die eigenen vier Wände, in denen uns jene Artillerie nie erreicht, bilden dagegen die Quadratur des Friedenskreises.

Wir sind Staub, und müssen daher wieder zu Staube werden. Dies könnte aber wohl Anstand haben, bis uns der Tod trocknete und pulverisirte; was braucht der Staub das lebendige Leben zu geniren? — In unserem Zimmer schlagen wir ihn leicht aus dem Felde; auf dem freien Felde der Straße umzingelt er uns ohne Kriegserklärung, dringt in unser Centrum, und bringt uns zum schmachvollen Rückzuge.

Es ist charmant, daß sich der Himmel der Erde vermählt, weil die Fruchtbarkeit dieser Ehe die Mittel unserer Erhaltung liefert; daß wir aber die Kosten der Hochzeit tragen sollen, ist höchst fatal.

Die Wolken nähern sich vom Himmel der Erde als Repräsentanten des Bräutigams; die Erde will sie galant empfangen, und schickt ihnen Wolken von Staub entgegen. Wir unglücklichen Zuschauer dieser allerhöchsten Ceremonien gehen dabei aber fast zu Grunde. Ein Wirbelwind schlägt um unsere Ohren, der Hut fliegt davon und wälzt sich wie ein compromittirter Luftballon auf der Erde. Vergebens schauen wir ihm nach, eine ganze Rauchsäule von Staub umhüllt uns, wir können weder vorwärts noch zurück, und stehen feierlich, mit entblößtem Haupte und erhobenen Armen voll malerischer Faltenwürfe der Kleider, gleich einer auf Subscription errichteten Statue da.

Endlich erholt sich die Natur, ein kleiner Junge bringt uns den geretteten Hut, wir sammeln uns, versuchen die Augen aufzuschlagen und zu reinigen;

da stürzt unendlicher Regen herab, wäscht uns zwar den Staub aus Gesicht und Rock, marmorirt aber unsere Kleider dermaßen, daß wir sie bald als ein Denkmal dieser Naturerscheinung für ewige Zeiten bei Seite legen können.

Ein guter Regenschirm schützt uns zwar bei einem leichten Scherzregen, bei einem Platz- und Sturmregen ist er ein leeres Gaukelspiel. Wird er zurückgehalten, so überschwemmt das Wasser die offene Brust, nach vorn gerichtet, läuft der Regen von ihm, wie aus einer Dachrinne in unsern Kragen. Kurz, von allen Seiten dringen die Wasserstrahlen wie die Vexirfontainen in Versailles auf uns ein, und Rettung wird uns nur in einem schützenden Hause, in dem wir recht reiflich über die große Wahrheit nachdenken können, daß die kleinen Leiden des Lebens zwar immer am größesten erscheinen, daß sie aber zu Hause auf trockenem Wege doch minder beschwerlich sind, als in der Straße auf nassem.

Naturgeschichte der Spiegel.

Thöricht ist der Schriftsteller, der zu seinen humoristischen oder satirischen Bildern Stoffe wählt, deren Interesse nur in der Gegenwart begründet ist. Alle lustigen und feinen Beziehungen in Tiecks gestiefeltem Kater, so wirksam sie auch zu ihrer Zeit sein mochten, da man das Original der geschilderten Personen vor sich hatte, sind jetzt verblaßt und unverständlich, weil jene Zeit mit ihrer Spezialgeschichte nur dunkel zu uns herüber reicht.

Um daher jedes Werk unsterblich zu machen oder wenigstens als Mumie vor der Maculaturfäulniß zu sichern, muß sein Gegenstand verständlich bleiben bis zum Untergange der Welt.

Ich spreche jetzt darum über die Spiegel; denn wenn sie auch im Einzelnen zerbrechlich und

vergänglich sind, so sind sie doch im Ganzen ewig. Ein Spiegel kann zerschlagen werden, aber die Spiegel nicht.

Alles ist der Mode unterworfen, aber die Moden selbst bleiben ewig Mode, und wie es immer Uhren geben wird, weil die Zeit nie aufhört, und immer Moden, weil die Zeit den Menschen zum Wechsel treibt, so werden immer Spiegel da sein, weil sie die Uhren sind, die uns Minute und Stunde der Mode anzeigen.

Die Spiegel wurden bekanntlich von Eva erfunden, wie ihre älteste Tochter Ada 16 Jahr alt war. Eines Morgens, nachdem Beide ihre Toilette gemacht hatten, kam Adam mit Hacke und Schaufel vom Felde zurück, und machte sichs auf ein Stündchen etwas bequem. Ada war heut besonders frisch und lieblich anzuschauen und des Vaters Blick ruhte wohlgefällig auf ihr. Sie ging in den Milchkeller, um dem Vater ein Glas frischer Milch zu holen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, sprach Adam zu seiner Frau, indem er der

Tochter wohlgefällig nachblickte: „Das Mädchen wird wirklich recht hübsch, sie erinnert mich jetzt ganz lebendig an Deine jungen Tage.“ Hätte Adam gesagt: „an Deine jüngern Tage,“ so hätte sich's Eva vielleicht noch gefallen lassen, aber er sagte: „an Deine jungen Tage,“ und das hieß: Du bist jetzt alt.

Mit verhaltenem Aerger nahm sie das Wort und sprach: „Erinnere ich Dich nicht selbst mehr daran? Sehe ich anders aus, als ich je aussah?“

„Im Ganzen genommen“ sagte Adam, „bist „Du noch immer dieselbe, als vor den Feigenblät„tern, aber einzeln betrachtet, möchte ich doch fast „glauben, Du habest Dich ein wenig geändert.“

„Das will ich doch untersuchen,“ sprach Eva und fing an zu schmollen.

Adam hatte nicht viel Zeit und noch weniger Lust, um alle Mittel anzuwenden, wodurch ein heutiger Herr der Schöpfung seine eheliche Krone wieder aufputzt, wenn sie von trüber Laune etwas angelaufen ist.

Ada war unterdeß mit Milch, Brot und Früchten wieder gekommen; er frühstückte, und ging in andern Geschäften wieder aus, ließ aber seine Ackerwerkzeuge im Vorhause stehen.

Jetzt hielt Eva folgenden Monolog, den ich wegen seiner welthistorischen Folgen hier ausführlich mittheile.

„Ada wäre schöner als ich? Es ist zwar meine „Tochter, aber gleichwohl — — Der alte Bär! „Mir so etwas ins Gesicht hineinzudenken, denn „gedacht hat er es gewiß, obwohl er sich anders „ausdrückte. — Aber ich muß Gewißheit haben!

„Im Bache habe ich neulich etwas von meinem „Bilde gesehen, aber ich zitterte dort unten, und „fortwährend zogen Streifen durch die Erscheinung, „wahrscheinlich, weil der Abfluß das Wasser be„wegte.

„Ich will daher im Garten einen kleinen Graben „von meiner Größe machen und ihn voll schöpfen, „wenn es ganz windstill ist und die Sonne scheint, „muß ich mich ganz deutlich erblicken.“

Sie klopfte freudig in die Hände, ging vor die Thür, ergriff Adams Schaufel, und hob sie prüfend in die Höhe. Zufällig traf ein Sonnenstrahl die Eisenplatte, die von vieler Arbeit ziemlich blank geworden war, Evas Auge sah in diesem Augenblicke hinauf — und erschrack freudig, was sie erst suchen wollte, schon gefunden zu haben.

„Ha!“ rief sie aus, „ich habe es! Hier ist das Bild dunkler, wo das Eisen rauher ist. Je blanker und glatter also eine Eisenplatte ist, desto mehr und besser muß ich mich darin erblicken können.“

Sie nahm ihren Sommermantel um, und ging in die Werkstätte ihres Sohnes Tubalkain, der Meister in allerlei Erz war.

Dort bestellte sie sich eine viereckige glatte Stahlplatte, deren Reflexionskraft sie nachträglich selbst noch durch so vieles Poliren und Glätten zu verbessern suchte, bis ein schöner Spiegel sie für ihre Mühe lohnte.

Sie sah nun deutlich und bestimmt, daß sie noch immer viel zu schön für Adam, und ihre Tochter

ein unreifes Gänschen sei; kurz sie sah Alles, was Frauen, die einmal schön waren, noch heut im Spiegel sehen.

Jetzt war der erste Schritt gethan, und wie sehr auch Eva den Spiegel versteckte, um den Genuß der Selbstbeschauung allein für sich zu behalten, es vergingen keine zwei Monate und Ada hatte ebenfalls ihren Spiegel, den sie wieder vor der Mutter versteckte.

Nicht lange Zeit darauf hing man einen gemeinschaftlichen Stahlspiegel zum Gebrauch für die Familie auf, und einige Archäologen wollen sogar die Erfindung der Sonnenuhren von der Erfindung des Spiegels abhängig machen, indem sie behaupten, daß der tägliche Streit zwischen Eva, Ada und Zilla, wie lange jede vor dem Spiegel stehen dürfte, dem Adam so lange das Leben verbittert habe, bis er durch das erwähnte Zeitmaaß Jeder einen bestimmten Theil von Spiegelglück zuerkannt, und so den Streit geschlichtet habe.

So zog sich der Spiegel durch das Leben der ersten Menschen, und als die Sündfluth verkündigt war, und Noah mit seiner Familie in die Arche ging, wurde natürlich der Spiegel von den weiblichen Gliedern der Familie in vielen Exemplaren zuerst gerettet.

Durch das ganze antike Leben erbte sich auf diese Weise Evas Erfindung der Metallspiegel fort, der Rahmen war bei den Reichen voll kunstreich ciselirter Arbeit, und kostete Tausende von Thalern.

So hingen sie in den Putzzimmern der schönen Babylonierinnen, Griechinnen und Römerinnen, und bereiteten die später erfolgende stille Herrschaft vor, die das Weib aus der Ueberzeugung und dem Selbstbewußtsein seiner Schönheit gewinnt. Eva hatte ihrem Geschlecht das Erbrecht ihrer Reize gesichert, sie hatte allen Enkeltöchtern gezeigt, wie die Natur in ihrem Werthe steigt, wenn sie durch die Kunst gehoben wird; sie hatte den Spiegel zur Vermittelung beider gegeben, und so den Sieg und die Herrschaft vorbereitet.

Doch auch beim Spiegel zeigt sich der Charakter der Unvollkommenheit und Schwerfälligkeit, der die meisten Lebenseinrichtungen der Alten charakterisirte.

Die geringste Feuchtigkeit der Luft, der Athem trübte nicht nur den Spiegel augenblicklich, sondern rief auch den Rost hervor, gegen den durch immerwährendes Poliren gekämpft werden mußte. Dadurch litt aber wieder die Ebenheit der Fläche, das wiederzugebende Bild wurde verzerrt, und das weibliche Geschlecht kam nie zum vollen Bewußtsein seiner Schönheit.

Daher ist einzig und allein die gedrückte und unfreie Stellung zu erklären, die das Weib im Alterthume hatte, und diejenigen Frauen, die mit dem vollen Bewußtsein ihrer Reize herrschten, wie Lais Aspasia, Cleopatra, haben nur durch die früh erlangte Kenntniß von den Vorzügen der Glasspiegel und ihrem Gebrauche ihre gesellschaftliche und politische Macht erlangt. — Die Glasspiegel wurden nämlich, nach Plinius von den Phöniziern kurz vor

der ersten Eroberung von Tyrus und Sidon erfunden, aber bei derselben größtentheils zerstört. Nur wenige Glaskünstler retteten sich, und die Erfindung konnte sich von den Orten, wohin sie sich geflüchtet hatten, nur sparsam und in einzelnen Erscheinungen ausbreiten. Erst lange nach Christi Geburt wurden sie allgemeiner und phönizische Colonisten, die von Massilia (Marseille) nach der Insel Murano bei Venedig auswanderten, legten den Keim zur Entstehung jener weltberühmten Spiegelfabriken, die noch heut, ihrem Ruhme nach, die ersten sind.

Mit der allgemeinen Verbreitung unserer Spiegel erfreute sich das Weib der vollkommenen Freiheit, die es heut besitzt, und erst, wenn alle Spiegel zerschlagen sind, und die Frauen nicht mehr wissen werden, daß sie schöner sind, als die Männer, werden sie ihnen gleich sein wollen in bürgerlichen Lebensbestrebungen. Dann wird ihre gänzliche Emancipation nicht mehr fern sein, denn sie wird von ihnen mit Nachdruck verlangt und erreicht werden, da ein Weib, das nicht mehr gefallen will,

weil es nicht mehr weiß, wodurch es gefallen kann, zu Allem fähig und gleichsam eine ganz neue unberechenbare Menschenart ist.

Darum ihr Männer, wollt ihr das Scepter noch einige Zeit, wenigstens scheinbar und äußerlich führen, so hütet die Spiegel.

Frauen sehen in den Spiegel, so oft sie können, Männer, so oft sie müssen, und es geht trotz mancher Ausnahmen durch das ganze männliche Leben ein Zug geheimer Feindschaft gegen die gläsernen Uebersetzungsfabriken unsrer Person.

Wenn Spiegel nicht zu hoch hängen, so sehen kleine Mädchen hinein, sobald sie überhaupt sehen können. Hängen sie aber zu hoch, so lachen sie den Fuchs mit den Weintrauben aus, und klettern so lange auf Tische und Stühle herauf, bis sie die Süßigkeit ihres Bildchens gekostet haben.

Für den Knaben existiren in der Regel in den ersten funfzehn Jahren seines Lebens keine Spiegel; erst wenn er in jene zweifelhaften Jahre kommt, in denen der Streit zweier Naturen ausbricht, stellt

er sich vor dem Spiegel; mehr um den jetzt gesteigerten Felddienst der Toilette leichter zu erlernen, als sich an seinen Resultaten zu erfreuen. Ist ihm in den ersten Jünglingsjahren einmal der große Wurf gelungen, über Cravatte, Haar und Bart Herr geworden zu sein, dann geht er stolz an dem Spiegel vorbei, und überläßt es den Augen der Mädchen, ihn auf seine äußeren Vorzüge aufmerksam zu machen.

Geht der Jüngling der Mannesreife entgegen, so entwickelt sich die Gleichgültigkeit gegen den Spiegel immer mehr und mehr, und nach den Honigwochen der Ehe bricht sie in stille Feindschaft aus.

Die Spiegel sind die Räuber, die dem Manne jährlich schreckliche Summen abnehmen. Kleinere kosten Hunderte, große Trümeaux Tausende. Erblickte eine Frau die neuesten Moden nur an andern, nicht an sich selbst, so könnte der Mann ihr immer noch sagen: Mein Engel! Ich kann Dich aufrichtig versichern, daß dieser Hut, dieser Shawl,

dieses Kleid, obwohl Du sie schon einigemal getragen hast, Dich ganz vortrefflich kleiden, und gewiß besser, als die neuen Sachen, die Du wünschest. Glaube mir, je einfacher Du bist, desto schöner, denn es ist Verlust, wenn ein Blick auf einen Theil an Dir, der Du nicht selbst bist, gerichtet wird. Eine Minute der Betrachtung Deines Schmuckes gewidmet, ist ein Raub, den jeder an sich selbst begeht, wenn er in dieser Zeit die Grübchen Deiner Wangen betrachtet haben könnte.

Wären keine Spiegel, die Frauen würden es ohne Zweifel glauben, alle würden eine unveränderliche Nationaltracht tragen, und die Ersparnisse, die dies den Männern gewähren würde, müßte sie alle nach und nach zu Millionären machen.

Doch jetzt — stellt sich die Frau vor den Spiegel, und ruft aus: Bester Mann! Du hältst mich zwar so für leidlich, aber es ist zu große Nachsicht, und ich kann Dich versichern, daß ich in diesem Kleide ganz abscheulich aussehe. Was Du noch sagst von meinen Grübchen und einem neuen Hut,

so glaube mir, man kann Beides recht gut zu gleicher Zeit sehen. Darum wirst Du doch so gütig sein, und mir — Du weißt, ich mache nicht gern Schulden, denn ich bin eine ökonomische Frau.

Der Mann verwünscht die Spiegel bis zu den Hottentottinnen, die wenigstens ihre Männer nicht durch Kleiderluxus ruiniren können, seufzt, geht zum Schreibtisch, und bezahlt die Forderungen seines Feindes.

Wie der Riese Antäus immer neue Kraft aus der Erde saugte, sobald er sie berührte, und erst von Herkules erdrückt werden konnte, als er ihn in die Luft hob, so ziehen die Frauen mit jedem Blicke neue Stärke aus dem Spiegel.

Es gilt ihnen gleich, wodurch sie den Männern gefallen, und sei es der unbedeutendste Reiz, durch den sie ihre Absicht erreichen — schön sein wollen sie allein nur für den Spiegel.

Er ist das Gewissen ihrer Erscheinung, der unbestechliche Richter, dessen Vorwürfe sie nie ertragen können, um dessen Lob sie beständig buhlen, und

das sie auch immer erhalten. Wunderbar! — Was ist Wahrheit? So fragt die Menschheit schon seit Jahrtausenden, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten.

Wem sollte es leichter sein, die volle Wahrheit geben zu können, als den Spiegeln? Und erhalten wir sie? Schwerlich! —

Sie sagen allen Weibern, daß sie schön sind, denn um etwas anderes zu hören, würden sie schwerlich so lange Zeit vor ihnen verweilen. Das bestreitet wieder das Geschlecht in Masse, denn keine erkennt die Schönheit der Andern an.

Wer lügt denn nun? Der Spiegel oder die Frauen? So viel ist gewiß, daß die erstern eine Sprache sprechen müssen, die von der Eigenliebe falsch übersetzt wird, oder daß die Frauen die Kunst verstehen müssen, die Spiegel sagen zu lassen, was sie wollen.

Es giebt zwar auch Männer, die öfter in den Spiegel sehen, als zum Arrangement ihres Aeußern erforderlich ist, aber ich kann den Damen, die nicht

ohne geheime Schadenfreude auf solche Selbstbeschauungen blicken, nicht länger den scheinbaren Triumph gönnen, den sie hierbei fühlen.

Der Mann steht in keinem befehlenden Verhältniß zum Spiegel, er naht ihm in ehrfurchtsvoller Scheu, wie ein Grieche dem delphischen Orakel, und sieht — auch im vollsten Putz — nur darum hinein, um sich zu überzeugen, daß sein Aeußeres allein ihm keine Siege in der Gesellschaft gewähren kann, wenn nicht Verstand, Kenntnisse und Charakter ihm Geltung verschaffen.

Daher sind die männlichen Spiegelblicke wahre Buß- und Demuthsacte seines äußern Menschen.

Nur bei den unvermeidlichsten Augenblicken der Selbstrasur und Frisur ergiebt sich der Mann dem Spiegel, und auch da giebt es große Naturen, die ihre Verachtung der Spiegel so weit treiben, um ihrer hierbei nicht zu bedürfen.

Ein solcher Selbstrasirkünstler kam einst auf einer Reise in das Wirthshaus eines Dorfes, dessen Bewohner ihm allzusehr in der europäischen Cultur

zurück zu sein schienen, als daß er sich nicht hätte einen Spaß mit ihnen machen sollen. Er packte sein Rasoir aus, erbat sich laues Wasser, schliff sich das Messer, und forderte vom Wirth mit lauter Stimme ein Stück Kreide.

Mit diesem näherte er sich der Thür, zeichnet ein längliches Viereck an dieselbe, und füllte es ganz mit Kreidestrichen aus, so daß es zur Noth die Zeichnung eines Spiegels vorstellen konnte. Nun seifte er sich ein, ergriff das Messer und rasirte sich mit solchen aufmerksamen Blicken auf den extemporirten Kreidespiegel, daß die Bauern sich in der höchsten Ekstase des Erstaunens um ihn gruppirten, und mit erhobenen Armen den Zauberer anstaunten.

Darauf bezahlte er seine Zeche, packte seine Sachen zusammen und fuhr davon, ließ aber den Kreidespiegel stehen.

Die Bauern traten nun näher, guckten von allen Seiten hinein, aber weder Hans noch Kunz konnten ihr werthvolles Ebenbild finden.

kommt einer auf den geistreichen Gedanken, daß vielleicht eben nur beim Rasiren der Spiegel seine Schuldigkeit thue, bat sich Seife, Wasser und ein Messer aus, und fing an, den Fremden nachzuahmen. — Einige tiefe Schnitte heilten seinen Wahn, und die Bauern behaupteten, der Fremde müsse ein behextes Auge gehabt haben.

Der Versuch dieses dummen Bauern ist ein neues und schönes Zeugniß von dem erzwungenen Verhältniß, in welchem der Mann zum Spiegel steht, denn würde sein Weib Grete auch nur einen Augenblick an der Entbehrlichkeit des ächten Spiegels gezweifelt haben?

Umgekehrt giebt es in reifern Jahren erblindete Damen, die nicht ausgehen würden, wenn sie von ihren Mädchen oder Helferinnen nicht vor dem Spiegel angekleidet würden. Die Gewohnheit macht ihnen die frühere Nothwendigkeit auch jetzt noch unentbehrlich, und wenn sie auch nicht mehr die Opferhandlung sehen können, so wollen sie doch wenigstens am Altare stehn.

Unter allen europäischen Völkern haben die Franzosen die meisten Spiegel, und benutzen sie am häufigsten. Man hat ihnen deshalb oft den Vorwurf der Eitelkeit gemacht; aber mit Unrecht. Der Franzose lebt und denkt nicht in sich hinein, wie der Deutsche und der Engländer, sondern aus sich heraus. Er trägt sein Ich auf alle Gegenstände über; deshalb spielen die Augen bei ihm eine größere Rolle, als bei andern Völkern. Es würde ihm zu langweilig und zu beschwerlich sein, sich selbst zu beobachten, seine Gedanken und Empfindungen zu controliren, und er erleichtert sich daher die unmittelbare Kenntnißnahme seiner selbst durch die Spiegel. Sieht er sich lächeln, so ist er von seiner Heiterkeit überzeugt; trübsinnige Mienen erinnern ihn an Erneuerung des Muthes; zerstreute Blicke an die Sammlung seiner Gedanken. Er muß sich erst blaß im Spiegel finden, ehe er sich selbst so viel Aufmerksamkeit zuwendet, um eine beginnende Krankheit zu fühlen. Darum bezahlt der Franzose auch gern und willig doppelte Preise bei einem Restaura-

teur für sich und sein Spiegelbild, wenn er das letzte nur überall findet. Mit diesem zusammen wird er erst ein Ganzes, das sich behaglich fühlt, und E. T. A. Hoffmann hat den Franzosen nur darum so sehr imponirt, weil mehrere Personen, in seinen Dichtungen vorkamen, die ihr Spiegelbild verloren hatten.

Fehlt dem Franzosen das Glas, so spiegelt er sich an dem Gedanken, Franzose zu sein, ferner an den Glanzpunkten seiner Geschichte, im Felde an den errungenen Siegen, und selbst bei einer Niederlage strahlt ihm sein Bild freudig aus der Unmöglichkeit, den Sieg errungen haben zu können, zurück. Alles das geschieht nicht aus Eitelkeit, sondern aus Abneigung vor subjectiver Einsamkeit.

Der Spiegel des Schalles und Tones ist das Echo. Aber wie der Schall ein Kind der Zeit ist, flüchtig und vergänglich wie sie, so ist auch das Echo ein Augenblick, ein kurzer Gedanke der bewegten Luft, und nicht so treu, wie das vom Glase zurückgeworfene Lichtbild. Bald behalten die umliegenden Höhen einige Theile der ihnen entgegen-

gebrachten Wort oder Töne egoistisch für sich, bald geben sie das Empfangene drei= bis siebenfältig zurück, sie transponiren die Höhe der Töne, sie verstärken und verschwächen den Schall, mit einem Wort das Echo verfährt willkührlich.

Kein Haar anders ist es mit den Herzen, die sich rühmen, das Echo unserer Gefühle zu sein. Sie tönen wieder, aber in veränderter Melodie; stärker, wenn sie von einem weichen, schwächer, wenn sie von einem festern Herzen zurückgegeben werden. Wie in der Schöpfung nicht zwei Wassertropfen sind, die sich vollkommen gleichen, so giebt es keinen Gedanken und kein Gefühl, das sich in der zweiten Brust ganz gleich wieder erzeugen ließe, und eher finden sich in einem Herzen zwei verschiedene Schläge, als zwei Herzen und ein Schlag.

In höherer Einheit umfließt uns aber das Licht, und unwandelbar ist das Bild, das uns der Spiegel zurückstrahlt. Seine Dauer und Gleichheit hat etwas Grauenvolles, wenn man die tägliche und gewohnte Erscheinung in anderer Weise aufzufassen versucht.

Man blicke Abends oder auch am Tage, wenn man ganz allein im Zimmer ist, bei möglichster Stille umher längere Zeit, fünf bis zehn Minuten, starr und unverwandt in den Spiegel. — Je länger und starrer wir hinsehen, desto mehr löst sich das Bild von unserm denkenden Ich ab, desto mehr fassen wir es mit den Augen als etwas Fremdartiges auf, desto mehr imponirt es uns als eine selbstständige Erscheinung. Sie starrt uns wie ein anderes Wesen an, und gewinnt ein Leben, das wir nicht mehr als einen Theil von uns selbst zu behaupten wissen.

Wie! wenn nun plötzlich die Gestalt drohend gegen uns den Finger erhöbe? Wenn sie uns verachtend anblickte, über uns zu weinen anfinge, oder uns den Rücken kehrte?

Der Gedanke wird fürchterlich, wenn man das Experiment macht, und ich fordere Alle, die hierzu lächeln, auf, sich durch einen eigenen Versuch zu überzeugen, ob sie innerlich ganz ruhig sein werden.

Man bekommt eine Idee von dem Abscheu der Türken vor Bildern lebendiger Wesen. Man hält es in solchen Augenblicken nicht durchweg für Unsinn, wenn der Türke den Satz aufstellt: Male kein Bild, denn was wirst du thun, wenn es eine Seele von dir fordern wird?

Weiber können indessen Jahre lang vor dem Spiegel stehen, ohne sich vor ihrem Bilde zu fürchten. Sie sehen gar nicht auf ihre Person, sondern berechnen nur die Wirkung ihres Anzuges auf sich, und die Wirkung beider auf die Gesellschaft. Kern und Schale ist ihnen ein Ganzes, das sie nie zu trennen vermögen, und ich bin fest überzeugt, daß, wie oft und lange Frauen und Mädchen auch in den Spiegel gesehen haben, doch Wenige oder Keine sich selbst gehörig kennen. Sie wissen nur im Allgemeinen, daß sie schön sind, kennen das Gesammt-Capital ihrer Reize, ohne angeben zu können, aus welchen Münzsorten und Papiergeldern die einzelnen Posten desselben bestehen. Deshalb werden Damen auch nur selten im Stande sein, anzuge-

ben, welches unter mehreren ihrer Portraits das gelungenste ist.

Warum kann der Spiegel nur das vor ihm befindliche Bild aufnehmen, und warum giebt er das von der andern Seite empfangene nicht auf derselben, sondern auf der entgegengesetzten zurück?

Die Physik antwortet hierauf mit langen katoptrischen Gesetzen, die der Wissenschaft zwar alle Ehre, der Menschheit aber nur einen blauen Dunst vormachen.

Weiber und Spiegel sind wahlverwandte Wesen. Die letzten haben durch den häufigen Umgang die Haupteigenschaften der ersten angenommen, und der Brennpunkt des Spiegels ist dem Herzen der Frauen gleich geworden. Nur dem, der öffentlich und rechtmäßig vor ihnen steht, geben sie vor aller Welt Liebe und Bild zurück; wer von der Seite aus sich ihnen anträgt, sieht und erfährt für den Augenblick nichts, sondern die Antwort wird ihm auf die entgegengesetzte Seite geworfen, wo er einen

Hülfsspiegel haben muß, durch den er erfährt, was er zu wissen wünscht.

Spiegelwände sind gleich schönen Hoffnungen, sie erweitern Raum und Leben, nur muß man vorsichtig sein, daß man nicht beide zerschlägt.

Nicht selten sind die Spiegel, die entweder durch Ungeschick bei der Verfertigung, oder durch Absicht die vor ihnen befindlichen Gesichter verzerren. Spiegel, die verschönern, kommen wohl nur in den kühnen Fantasien der Zaubermährchen vor. Doch nein! — Wohl giebt es Spiegel, die ein sehr gewöhnliches Antlitz zur Schönheit der Helena erheben — es sind die Augen des Geliebten. Ach! daß ihr Zauber nicht immer dauert!

In Deutschland verhüllt man bei Privattrauungen, in Rußland bei Beerdigungen die Spiegel.

Man sollte sich nicht so vor ihnen geniren, sie kennen größere Freuden und Schmerzen, als ihnen in diesen feierlichen Momenten gezeigt werden. Wenn Spiegel sprechen wollten, so würden gar oft die Fragenden die Sprache verlieren. Doch sie schwei-

gen, und antworten nur — gleich den besten Orakeln — wann sie gefragt werden und das, was man hören will.

Verstünden wir die Kunst, recht zu fragen, wir würden überhaupt mehr Antworten erhalten; verstünden wir die Kunst, alle Spiegel in allen Lagen zu benutzen, wir würden um manche Ecken des Lebens herumsehen lernen, denn es giebt weit mehr Spiegel, als wir glauben, sie sind überall in der Schöpfung verbreitet.

Die Erde ist ein Spiegel von Gottes Allmacht und Herrlichkeit, die Gesinnung ein Spiegel des Glaubensbekenntnisses, die Wahrheit ein Spiegel des Rechtes, die Noth ein Spiegel der Freundschaft und die Geschichte ein Spiegel der Zeit.

Wenn sich die Zeit eine neue Schleife ins Halstuch knüpfen will, so tritt sie vor die Geschichte, und sieht, wie es die Griechen und Römer gemacht haben. Aber die Vergangenheit ist ein Hohlspiegel, und wenn man nicht die richtige Entfernung weiß, in der man vor ihm stehen soll, zeigt er das Bild verkehrt, und die Gegenwart verunglückt mit ihrer Mode.

Was ich aber auch von den Spiegeln gesagt habe, es wäre Undank gegen sie, sollte der Nutzen verschwiegen werden, den sie den Wissenschaften und Künsten geleistet haben?

Der Spiegel der Riesenteleskope holt uns die Sterne vom Himmel herunter, und winkt den Planeten in unsere Nähe. Sie gehorchen, dem menschlichen Geiste huldigend, der nicht nur Gluth und Dampf, sondern auch das Licht sich dienstbar machte. Wir lernen mit ihrer Hülfe die Richtung der Milchstraße kennen, das wahre fette Canaan, nach dem wir armen Israeliten durch die Wüste des Lebens pilgern. Wir entdecken neue Sterne und neue Sternbilder, und wie wohl thut es uns, wenn wir sehen, daß das breite Ordensband der Allmacht mit einem neuen Ehrenzeichen geschmückt ist.

Das Auge des Spiegels dringt in die unzugänglichsten Theile des menschlichen Körpers, und entdeckt dort Krankheitszustände, die das bloße Auge nie würde haben erkennen können. Ich erinnere hier

nur an das Instrument, womit man bis auf das Trommelfell sehen, und alle Krankheitserscheinungen im Gehörgange ergründen kann.

Die Camera obscura ist für Landschaftsmaler und Panoramatisten von unschätzbarem Werth.

Hier haben die Spiegel keine besondere Bildung und Geschliffenheit nöthig, sondern nur ein gutes Gedächtniß, einen heitern ungetrübten Charakter, Wahrhaftigkeit und Naturtreue — mit einem Wort eine ländliche Erziehung.

Das Spiegel-Lineal zu topographischen Messungen, womit man auf die einfachste Weise Gegenden aufnehmen und örtliche Lagen zeichnen kann, macht seinem Erfinder, dem Lieutenant Fallon, wie der Vielseitigkeit der Spiegel die höchste Ehre.

Ein Spiegel und ein Vergrößerungsglas sind in der That ein paar Zauberer, die sich nicht schämen dürfen, mit ihren Brüdern in Tausend und einer Nacht zu concurriren. Man blicke, um sich hiervon zu überzeugen, in ein Diorama. Die Menschen sollten sich öfterer hieran erfreuen, als es ge-

schieht, und jede Familie sollte ihr Privat-Diorama haben, das sie mit geringen Kosten durch Anschaffung neuer Bilder zu einer unvergänglichen Genußquelle machen könnten.

So wie wir die Kunstleistungen des Dichters durch lebendige Recitation und dramatischen Vortrag in erhöhter Potenz zu genießen suchen, so könnten wir jedes geeignete Bild durch die dioramatische Vorrichtung zu höheren und der Natur näher kommenden Effecten steigern.

Früher würden die Kinder dann einsehen, welcher Unterschied zwischen den Dingen an sich, und ihren vergrößerten Abspiegelungen entsteht, sie würden von Jugend auf praktisch in den Unterschied zwischen Schein und Wahrheit geführt; aber sie würden auch lernen, wie man mit geringer Mühe der Fantasie seine Zustände durch Zufriedenheitsgläser und Hoffnungsspiegel zu ungeahnter Pracht und Herrlichkeit erheben kann. —

Deutsche Schulbilder.

Der Elementarunterricht.

Deutsche Schulbilder könnten eine Gallerie ausmachen, zu deren Aufstellung kein Gebäude groß genug wäre, denn wo wird mehr gelehrt, als in Deutschland? Könnte ich doch eben so fragen: Wo mehr gelernt?

Zudem verlassen wir ja die Schule erst, wenn uns der Tod das Entlassungszeugniß giebt. Das Leben giebt uns im Jünglings-, Mannes- und Greisen-Alter eben sowohl Aufgaben, überhört uns, zeigt uns unsere Rechnungsfehler, reicht uns gute und schlechte Censuren, giebt uns die Ruthe und Prämien, wie der Lehrer in den früheren Jahren.

Nur in zwei Dingen unterscheidet sich die Schule des Lebens von dem Leben der Schule:

die erste hat keine Ferien und die Schüler werden hindurch gestoßen, geworfen, gedrängt, während das zweite die süßen Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage, außerdem bedeutende andere, schöne Freiheitsstücke hat, und ihre Kinder ruhig auf festen, langen Bänken sitzen läßt.

Bedürfte das Glück der Jugend eines Beweises für seine Wahrheit, so würde er darin bestehen, daß die Zeit der Schule in spätern Jahren uns noch im Rosenschein freundlicher Verklärung lacht, während sie selbst zur Zeit, in der uns ihre hölzernen Schranken zuerst umfingen, mit Recht als eine organisirte Sklaverei und der Ort der Qual vorkam, an dem das Glück der Freiheit für uns endete.

Wie selig wir in den ersten Lebensjahren gewesen sein müssen, können wir jetzt gar nicht mehr ahnen; nur von der Erinnerung an den Schmerz, den uns der Uebergang in einen minder glücklichen Zustand machte, läßt sich schließen, wie hoch damals unsere Lebenspulse geschlagen haben müssen.

Fürwahr, es ist ein ernstes tiefes Wort, wenn es heißt: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen,“ und heißt dies etwas anders, als daß die Arbeit der Fluch des Lebens ist, weil sie dem Menschen als Strafe der Sünde gegeben ward.

Nicht umsonst erzählt die Schöpfungsgeschichte, daß Gott nach seinem Werk geruht habe, und seinen Tag der Ruhe später dem Menschen, nachdem er mit ihm zerfallen war, als den Wiedervereinigungspunkt mit ihm gegeben habe. Nicht umsonst schildert die Mythe die Ruhe der Götter als ihre Seligkeit; nicht umsonst nimmt die christliche Anschauungsweise das Grab als die Stätte der Ruhe von der Arbeit des Lebens an. Von diesem Bewußtsein ist das Leben der südlichen Völker durchdrungen. Sie arbeiten nicht, um zu verdienen, sondern nur, um zu leben. Der alte Römer wurde höchstens durch Erbschaft und Eroberung, nie durch die Anstrengungen des Handels, der Kunst oder des Gewerbes reich, und der moderne Italiener

weiß sehr wohl, was er sagt, wenn er das Dolce far niente für sein größtes Gut erklärt.

Wir beginnen die Arbeit der Erde, und verlassen das Paradies, wenn wir von liebend ernsten Vätern oder zärtlich weinenden Müttern zum ersten Male in die Schule geführt und dem Lehrer übergeben werden.

Entweder sind uns die Folgen der Schlinge, die uns jetzt um den Hals geworfen wird, schon deutlich geworden, und wir theilen dann die lauten oder versteckten Trennungsgefühle der Aeltern in sehr markirtem Schluchzen, oder unsere Sinne werden durch den jähen Wechsel der Dinge so verwirrt, daß sich kein einziger Gedanke bestimmt und deutlich entwickeln kann.

Je nach dem Tact und Geschick des ersten Schulfürsten, der niemals ein constitutioneller ist, werden wir empfangen, wird uns Muth und Lust zugesprochen, und uns im Voraus auf Rechnung der guten Hoffnung eine abschlägliche Zahlung von lobender Ermunterung gegeben, die uns nachher frei-

lich mit hohen Procenten abgezogen wird. Der Vater verweilt noch einige Zeit, bis er sieht, auf welchen Platz das junge Bäumchen eingepflanzt wird.

Ja wohl Bäumchen! Denn zuerst lernen wir weiter nichts, als Wurzel schlagen, unbeweglich werden, sitzen.

Die Schule des Sitzens ist das Geheimniß der europäischen Civilisation, der Schlüssel zur Kunst des höhern Lebens, die sicherste Stufe zu Bildung und Reichthum, mit einem Wort das Diplomsiegel, das uns über den Proletarier erhebt.

Naturvölker sitzen wenig oder gar nicht, dem Deutschen wird es dagegen am leichtesten. Daher seine ungeheuren Erfolge in der Philosophie. Eine dauerhafte und weltmächtige Philosophie wird weit mehr ersessen, als erfunden, und wir blicken darum nicht ohne Stolz auf Sokrates, den göttlichen Plato und die Peripatetiker herab, die die Weisheit auf dem Markte suchten, und in Gärten lustwandelnd lehrten, wodurch sie nie so verfestet werden konnten,

als wenn sie heut auf dem Katheder der Professoren und auf Auditorienbänken von dem eigenen Ich gesetzt wird.

Daher muß der siebenjährige Wissenschaftsnovize zuerst drei Stunden lang ziemlich unbeweglich sitzen. —

Schweigt, ihr pädagogischen Reformer mit euren Reden, daß das eine Marter für einen Knaben sei, der bisher nur höchstens beim Essen still gesessen habe! Ist eine Marter denn überhaupt ein Unglück? Blickt auf die gerühmte spartanische Erziehung! Dort wurde Geist und Herz durch Ehrgeiz gemartert, um den Körper zu bilden, wir martern den Körper zur Bildung des Geistes, schonen und treiben die Blüthe auf Kosten der Wurzel. Was will man mehr von einer verständigen Treibhausmethode?

Aber nicht nur sitzen muß der kleine Patron lernen, sondern auch ruhig sitzen; denn Ruhe ist nicht nur, wie ich oben gesagt habe, das höchste Glück, sondern auch die schwerste Kunst.

Der Staat sollte nicht sagen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, sondern Ruhe ist die höchste Bürgertugend; und das Schwerste wird nur darum als das Erste und Leichteste von uns gefordert, weil wir von Jugend an auf den Schulbänken zu Virtuosen darin gebildet worden sind.

Der Schulmonarch kann seine Untergebenen, wie der wirkliche seine Städte und Dörfer, nicht einzeln nach besondern Verfassungen und Privilegien regieren, denn das wäre eine mühsame Unmöglichkeit. Alle werden gemeinschaftlich gelehrt und erzogen, durch mündliche Vorträge und schriftliche Regierungsverordnungen; alle müssen gemeinschaftliche Abgaben an die Wissenschaften, wie an die Staatskassen zahlen, und zu diesem Zwecke werden auf beiden Seiten katechetische Uebungen angeordnet. Die kleinen Kinder antworten nach der herkömmlichen Weise, die großen müssen durch Stadtverordnete und landständische Versammlungen zeigen, was sie gelernt haben. Aber neu acquirirten Provinzen und Schülern muß mehr Aufmerksamkeit ge-

schenkt werden, der Lehrer muß sich einzeln mit ihnen beschäftigen.

Wie dies im Staatsleben geschieht, geht uns hier nichts an. Der Schulmeister ergreift eine Schiefertafel nebst einem Griffel, übergiebt Beides dem Knaben, und läßt in rationaler Weise das Gesetz der Kunst mit der Freiheit der Selbstbestimmung vermittelnd, den neuen Candidaten der Wissenschaft allerlei Striche, Kreuze, Kreise, Schnörkel u. s. w. auf die Tafel zeichnen, damit er zuerst das vorbereitende Instrument kennen lernt.

Der Knabe fängt an, in eifriger und pathetischer Freude allerlei kabbalistische Zeichen in die Tafel zu graben. In feierlicher Schüchternheit wagt er kaum zu hören, wie die armen Schüler buchstabiren, syllabiren, lautiren und wie die andern Trainir-Exercitien der vollkommenen Lese-Manège sonst noch heißen.

Nach einiger Zeit beschaut der Lehrer die angefertigten Krähenfüße mit wohlwollendem Ernste, und äußert: „Nun, das ist schon recht brav, mein lieber

Fritz! Fahre nur so fort, dann wirst Du gewiß ein recht guter Schüler werden.

Diese pädagogische Kunstlüge imponirt dem Knaben auf eine erfreuliche Weise, und er eilt, nach Vorschrift die andere Seite der Tafel durch seine Steinmetzarbeit zu ruiniren.

Bald hat der vom Lehrer geweckte Egoismus die zweite Seite voll geschrieben, und er ruft, wie eine annoch privilegirte Provinz in naiver Freiheit: „Herr Lehrer! Sehn Sie, ich bin fertig!“ um sich eine neue Dosis Lob zu holen. Aber er muß jetzt anfangen, sich der allgemeinen Verfassung fügen zu lernen. Der Lehrer hat jetzt Wichtigeres zu thun, und ruft dem Strebenden zu: „Schreibe nur weiter mein Sohn! Ich werde bald zu Dir kommen.“

Der kleine Mann harrt stumm und geduldig noch ein Weilchen, bald aber macht sich die mühsam unterdrückte Natur gewaltsam Luft, und der von Furcht und Beispiel zum Sitzen gefesselte Körper verlangt wenigstens durch den Mund seine Vorbereitung zur Freiheit.

Der Knabe sieht seinen Nachbar den Griffel schaben, und er bricht die ersten Früchte vom Baume der Erkenntniß, übertritt zum ersten Male das erste Gebot der Schule, und fängt an mit dem Nachbar zu plaudern. „Kannst Du mir einmal dein Messer borgen.“ Der Andere — ein alter Plaudersünder, giebt es ihm und sagt: „Zeige mir doch Deine Tafel? Gott! Was hast Du denn geschrieben? Du kannst ja noch gar nicht schreiben! Sieh einmal her, ich schreibe schon R, a, tz und morgen bekomme ich schon K, a, tz.“

Der Neue denkt nun nicht mehr an Schule und Pflicht; denn wie bekannt, ist nur der erste Schritt auf dem Pfade der Sünde schwer, und die andern machen sich ganz von selbst. Er fährt fort und frägt: „Wie heißt Du denn? Bist Du schon lange in der Schule? Ist der Lehrer oft böse? Was machen denn diese Kinder? Ich möchte gern einmal hinausgehen u. s. w.

In kindlich frischer Natürlichkeit entfaltet sich nun die Conversation und der Zauber ihres leben=

digen Ganges wäre oft höhern Cirkeln zu wünschen. Die Langeweile ist eine Tochter der Bildung und des Stolzes.

Der Lehrer wird nun die Störung gewahr und ruft: „Ei, ei mein lieber Fritz, Du plauderst! Das darfst Du nicht, du mußt hübsch ruhig sein und schreiben."

Erinnert euch alle, meine Leser, an jenen Vernichtungskrieg, den unser erster Lehrer mit dem Plaudern führte. Wenn wir Männer in der Kunst des Schweigens wirklich einen Vorzug vor den Frauen haben, so kommt es nur daher, weil wir wegen des Plauderns so unendlich viel Prügel in der Schule bekommen haben. Zwar verbieten die Schulgesetze eigentlich die strafenden Schmerzenserregungen, aber der unscheinbare Knuff, der Lineal- oder Stockknips, der sanfte Backenstreich mit einem Finger, der sanft anwachsende Haarzug sind alles geräumige Hinterthüren, durch welche der Lehrer nicht nur dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auch seinem Gewissen entschlüpfen kann. Die alten

schönen Sagen des Eseltragens, des Erbsenknieens, der Ruthenwürfe sind ja doch für immer verklungen.

Es giebt aber für den Lehrer keine gräßlichere Plage, als das Plaudern, und für den Schüler keine schönere Bürgschaft der Auszeichnung, als wenn er sprechen kann, und doch schweigen lernt. Wer in sich hinein schweigen gelernt hat, der kommt auch leicht zu dem höchsten Grade dieser Kunst, nämlich: reden und nichts sagen. Das ist das erste und letzte Geheimniß der Diplomatie, und wie oft hat diese in der letzten Zeit gezeigt, daß sie mächtiger ist, als der Donner der Kanonen und als die Leidenschaften der Fürsten und Völker.

Nach drei Tagen geschieht in der Entwickelung des Schreibens der große und wichtige Schritt zum J= und N=Zuge, aus dem sich systematisch die andern Züge entwickeln. Der Knabe lernt die Hand auf dem Papier schwingen, wie früher der adlige Knappe die Lanze, er lernt den Buchstaben Licht und Schatten geben, und das Schöne mit dem Nützlichen verbinden.

Alles geht stufenweise mit Berechnung aller geometrischen, ästhetischen und rationellen Gesetze.

Seitdem die Pädagogik durch Pestalozzi und seine Jünger den großen Schritt aus der Erfahrung heraus in die elementarisch analytische Bahn gegangen ist, und dem Schüler so lange die einzelnen Theile giebt, bis ihm das Ganze zum Ekel geworden ist, schreiben die Männer, deren Handschrift nicht durch die Natur ihres Berufes besser geworden ist, zwar viel schlechter, als unsere Altvordern, aber die Oberschulbehörden haben das erhebende Bewußtsein, daß die Kinder auf philosophischem Wege schreiben lernen.

Das System sieht aber in der Praxis Anfangs noch sehr verworren aus; es dauert lange, ehe die Feld- und Waldwege des Schreibebuches sich in ordentliche Kunststraßen verwandeln, ehe sich das magische Dunkel der Dintenflecke verliert, und das Chaos zur geordneten Schöpfung verklärt.

Doch endlich kann der Knabe schreiben. Schreiben — erhabenes Wort! Du giebst Leib und Blut

dem Denken und Wissen. Du schaffst jetzt nicht nur den Gelehrten, den Dichter, den Staatsmann, sondern du erhältst ihn auch. Staat, Wissenschaft und Kunst sind an die Flügel deiner That gebunden; du kannst sie erheben, und mit ihnen herabstürzen, denn sie steigen und sinken mit den Federn, die sie regieren. Durch die schreibende Feder wird die Ferne des Raumes und der Zeit beschworen, und zur Nähe umgewandelt; sie erquickt die schmachtende Liebe, und führt das Wort des Herzens zum Ziele seiner Sehnsucht; sie giebt dem Zaghaften Muth, macht den Verlegenen dreist, mildert die Leidenschaften, und ist jetzt mehr als je die Axe geworden, um die sich der Wechsel des Lebens dreht.

Durch wenige Federzüge werden oft viele Tausende gewonnen, denn die Schriftstellerei des Banquiers wird enorm bezahlt; aber auch die deutschen Schriftsteller und Kanzleibeamten stehen noch nicht auf der letzten Stufe der Wesenleiter der Schöpfung, denn sie können zwar hungern, aber Hunger sterben nicht.

Nachdem Lehrer und Schüler die ersten Stufen des kalligraphischen Tempels hinangeschritten sind, nimmt der erste die andern an eine Wandtafel, und es geht ans Lesen. Es werden die Buchstaben eingeübt, zu Sylben verbunden, aus den Sylben entstehen Wörter, aus den Wörtern Sätze. Wir lesen sylbenmäßig, im Tacte, bald einzeln, bald zusammen, endlich fließend.

Dieß war wenigstens das Verfahren der guten alten Ur- und Naturmethode.

Wer mag die Laut-, Lautir-, Syllabir- und Analysir-Foltern alle kennen, mit denen man von 1810—1830 die Kinder quälte? Bald lernten sie nur den todten Leib, bald nur die abstracte Seele des Buchstabens kennen, und sie mußten das Wesen desselben durch Lispeln, Prusten, Schluchzen, Summen, Niesen und Gähnen systematisch tödten.

Die Pädagogen und Lesephilosophen der damaligen Zeit lieferten in ihren Theorien die prächtigsten Puffs, und wenn das Löschpapier ihrer Lehrbücher dem Makulaturschicksal widerstanden hat, so

könnte man jetzt noch ganz artige Anekdoten-Almanache daraus ziehen. Um z. B. die Kinder in das Wesen des kleinen M zu führen — denn minder erhaben drückte man sich nicht aus — wurde zuerst die geometrische Gestalt des Buchstabens durchgegangen, dann begann das Kommando zu den Kindern folgendermaßen: „Legt beide Lippen übereinander, zieht den Mund breit, öffnet den Kehlkopf, laßt den Luftstrom sanft durch die Zähne gleiten! Eins, zwei, drei!“ Nun erfolgte ein allgemeines Summen und Brummen, als wenn hundert Hornissen durch das Zimmer geschwärmt hätten. Es gab nichts lächerlicheres, als die verrückte Terminologie, mit der man die Buchstaben eintheilte und benannte. Da waren Lippenbrummer, Zahnsäusler, Lippenknaller, Zungenzahnschwirrer, Gaumenraßler und Lippenzahnpfeifer.

Es wiederholte sich auch hier die alte Wahrheit, die von den Menschen immer auf's Neue gelernt, und immer wieder vergessen wird: daß, mit je mehr Geräusch eine Methode auftritt, je mehr sie auf das

Alte schimpft und Proselyten zu machen sucht, je mehr sie auf ihre äußere formale Logik pocht; sie desto mehr Täuschung, Geld- und Ruhmspeculation, oder Selbstverblendung sei.

Bediente sich der Lehrer indessen auch eines vernünftigern Verfahrens, so ist und bleibt das Lesenlehren noch immer ein geistiges und physisches Herkuleswerk, und es ist eine physiologische Aufgabe, zu untersuchen, wie der Lehrer bei dem vielem Fleisch und den wenigen Kartoffeln, woraus in der Regel seine Nahrung besteht, die Kraft und Stärke hernehmen kann, die zur Reinigung so vieler Augiasköpfe, zum Zerreißen der nemäischen Löwenunwissenheit und zum Einspannen der feurigen Diomedesrosse in das Joch der Sylbenfügung gehört.

Wir Alle haben über dem Ziel den Weg, über dem Besitz das Ringen, über dem Sein das Werden vergessen. Wir wissen nicht mehr, welche geistige Heldenthat vollbracht war, als wir die 25 Feinde unserer ersten Freiheit überwunden, und als Sklaven mit Blick und Verstand gefesselt hatten.

Wäre es möglich, daß wir in spätern Jahren mit gleicher Geistes- und Seelenfrische einen Zweig der Wissenschaft pflücken könnten, wir hätten längst die Luftschifffahrt und das Perpetuum mobile erfunden.

Wie sich die ersten Tausende eines Millionairs, der mit zehn Thalern zu handeln anfing, zu seinen spätern Reichthümern verhält, so verhält sich das Lesenlernen zu einer ächten Doctorpromotion.

Nun denkt Euch einen Mann, dessen Geduld und Kraft sich selbst als Locomotive vor vierzig oder funfzig Knabenseelen spannen muß, um sie zu solchem Ziele zu führen. Er muß — ein vierundzwanzigfältiger Sisyphus — wie oft die Steine auch auf der Bergesseite ihrer Vergeßlichkeit herabrollen, sie immer von neuem auf den Gipfel des Gedächtnisses schleppen, bis sie endlich aus Erbarmen liegen bleiben; denn eher erbarmt sich ein Stein oder ein Buchstabe, als der Fleiß und die Aufmerksamkeit der Leseschüler.

Wie elend und erbärmlich die moralische und factische Anerkennung des Lehrers ist, wie man schon so lange davon spricht, seinen Zustand zu verbessern, ohne daß die Worte Thaten werden, ist theils allgemein bekannt, theils soll in den nächsten Bildern darüber gesprochen werden.

Einstweilen fordere ich nur zur augenblicklichen Beruhigung unserer geduldigen Schul-Weber diejenigen Personen zu einer freiwilligen Unterstützung derselben auf, die durch die allgemeine Verbreitung des Lesens den meisten Nutzen haben — die Buchhändler.

Ueberleget, ihr deutschen Literaturfürsten — denn Schriftsteller sind ja doch nur verantwortliche Minister, denen ihr heut oder morgen das Portefeuille abnehmt — überlegt, ihr Fürsten, auf eurem nächsten Congreß zu Leipzig, was aus euch werden würde, wenn sich ein Verein zur Auswanderung deutscher Elementarlehrer nach Amerika bildete, wenn Hunderttausend derselben fortzögen, und dort — nicht etwa wieder Schulmeister —

sondere Hirten, Ackerknechte, Dampfschiff-Aufwärter u. s. w. würden, wobei sie sich wenigstens um das Vierfache verbesserten.

Bedenkt es wohl und scheut nicht ein kleines Opfer, um die Menschheit vor der Barbarei zu retten, die erfolgen würde, wenn Deutschland, das intelligenteste Volk der Erde, nicht mehr in Masse lesen lernte. Gott, wenn keine Zeitung, kein allgemeiner Anzeiger, keine Bücheranzeigen mehr gelesen und gedruckt werden könnten, wenn sogar die Verordnungen der Obrigkeit, wie in der Posse No. 777. unter Trommelschlag — wegen Mangel an Lesefertigkeit — ausgerufen werden müßten! — Es wäre fürchterlich! —

Wir kommen nun zum Rechnen. Das stellt im Schulleben die Hoffnung dar, weil beide addiren und subtrahiren lernen. Das Schreiben als das Leichteste, Bequemste und Schönste ist der Glaube und das Lesen als das Unerschöpfliche und Wohlthätigste die Liebe. Nichts ist so evident, als die Zahlengesetze. Doch ist man in der Schule so wenig

darüber einig, wie sie am zweckmäßigsten gehandhabt werden sollen, und welches der nächste Weg ist, um in die Brüche zu kommen, als man in der erwachsenen Welt weiß, wie man die bürgerlichen Gesetze neben und übereinanderstellen soll, damit eine faßliche Methode in die Gerechtigkeit kommt.

Leicht lernen die Kinder die Zahlenverhältnisse und Zifferanschauungen von 1 bis 9 kennen; erst dann wird es ihnen schwer, einzusehen, wie die Null die übrigen neun Einheiten verschlungen hat, und doch nur eine Null bleibt. In der Regel haben sie aber jetzt schon in der biblischen Geschichte bei Josephs Lebensgeschichte die Erzählung von Pharaos Träumen gehört, wo die sieben dürren und magern Aehren die sieben dicken und vollen verschlangen, und doch nicht größer und voller wurden. Auf diese Geschichte bezieht sich der Lehrer, stellt die Verwandlung der zehn einzelnen Einheiten in ein größeres Nichts zuerst als ein Wunder dar, damit die Kinder aufmerksamer werden, und erklärt dann die Bezeichnung derselben ganz natürlich, indem er

den Schülern sagt, daß Nullen zwar ewig Nullen bleiben, daß sie aber einen größeren Werth, als jede andere Zahl bekämen, wenn ihnen ein Titel vorgesetzt würde, weßhalb auch die Decimalbrüche die unglücklichsten Geschöpfe wären, weil man da den Titel erst am Ende ihrer Bekanntschaft erführe.

Hat der Schüler bis 100 zählen gelernt, und ist ihm das Geheimniß der Dekadik erschlossen, so kann der Lehrer — ähnlich den Rheinreisenden — die ihre Tour in vier Tagen, aber auch in vier Wochen vollenden können, drei Monate — aber auch ein ganzes Jahr zubringen, ehe er alle romantischen Verschiedenheiten zwischen den Hügelreihen der verschiedenen Additionsbeispiele durchmacht.

Die Lehrer, die das Letzte thun, haben wahrscheinlich den moralischen Grund, die Kinder so lange, wie möglich, im Vergrößern ihrer Summen zu üben, ehe sie ihnen das gefährliche Borgen lehren.

Unkluge Lehrer verbieten bei den ersten Rechenübungen den Gebrauch der Finger, obzwar nichts

so praktisch, als ihr Gebrauch ist, und die Natur uns nicht umsonst gerade so viel Finger gegeben hat, als zur sichtbaren Darstellung der Summe ihrer Originalzahlen nöthig ist. Wo bliebe denn zuletzt der Geist, wenn die Hand seine Thätigkeit nicht unterstützen könnte?

Die innerlich begriffenen Zahlenverhältnisse müssen nur durch lebendigen Umschwung nicht nur schriftlich geübt, sondern auch mündlich gehandhabt werden. Mit Freuden bemerkt man hier den guten Einfluß der militairischen Massenvereinigungen zu einem beseelten Ganzen auf den Fortschritt der Schule. Hört man eine ganze Klasse laut zählen 25 + 6 macht 31, 31 und 6 macht 37 und so fort, bald aufwärts, bald abwärts, bald außer der Reihe, bald ein einzelner bestimmter Schüler, bald wer es zuerst weiß, bald Alle, so kann sich eine mittelmäßige Fantasie hierbei sehr leicht die Parademärsche, das Abschwenken in Zügen, das Tirailliren, Peloton- und Heckenfeuer, kurz, ein ganzes Manoeuvre vorstellen.

Schwerer wird den Schülern die Multiplication. Der Mensch ist von Natur einfach und persönlich. Die Multiplication erfordert aber eine zusammengesetzte Abstraction.

Doch Heil dir, o ewiger Pythagoras! Du hast durch die Entdeckung des Einmaleins auch den beschränktesten Köpfen die Mittel zur Weisheit der Zahl gegeben, wenn sie die Lehren deiner Tabelle in ihr Herz schreiben.

Was ist Reformation, Buchdruckerkunst, Amerika u. s. w. gegen das Einmaleins? Nein! Errichtet dem Pythagoras keine Monumente auf euren Börsenplätzen, ihr Männer der Multiplication. Der Mann ist von früheren Zeiten besserer Statuen gewohnt, als unsere ersten Bildhauer sie jetzt machen könnten, aber ahmt ihn nach, um ihn zu ehren. Er opferte den unsterblichen Göttern 100 Ochsen, als er seinen berühmten geometrischen Satz gefunden hatte. Opfert ihr an einem Tage, an dem ihr sein Gedächtniß zu feiern entschlossen seid, 100 Hekatomben, das sind 10,000 Ochsen euren Göttern.

Ich meine nämlich nicht den Göttern, die ihr verehrt, sondern denen, die ihr fürchtet — den fleischlosen Armen.

Die Division ist die umgekehrte Multiplication, und wird leicht, wenn durch jene ein guter Grund gelegt wurde. Ist doch dem Kinde das Zerlegen des Ganzen in seine einzelnen Theile schon angeboren; daher der Zerstörungstrieb in jenem Alter, den der Lehrer nur zu regeln und auf die gleichmäßige Theilung hinzurichten braucht. Mit der Division ist nun der formale Prozeß der Zahlencombinationen beendet, und alle spätern Rechnungsarten sind nur Wiederholungen der alten Gesetze, auf deren Grund von höhern Instanzen des Nachdenkens das Urtheil gesprochen wird.

Der Lehrer ist aber weit schlimmer daran, als der deutsche oder französische Instructionsrichter. Denn jeder von Beiden darf nur entweder das geheime schriftliche, oder öffentliche mündliche Verfahren kennen. Er aber muß den Völkern seines Staates bei allen Streit- und

Criminalfällen die Feder ebensowohl führen, als entbehren lehren, und außer dem schriftlichen Rechnen das sogenannte Kopf- und mündliche Rechnen treiben.

Das ist ein schweres Stück Arbeit, ein wahres Tanzen ohne Balancirstange auf dem Seile der Arithmetik, und nicht Jeder lernt es. Will man wissen, welche Schüler in der Schule das wenigste Gemüth und die meiste Lebenspraxis haben, man darf sich nur nach den besten Kopfrechnern erkundigen. Es scheint, als wenn die größere oder geringere Schnelligkeit des natürlichen Blutumlaufs und seine Taktgenauigkeit gute oder schlechte Kopfrechner bildete. Darum kann in Ermangelung der Stammbäume oder Geschlechtsregister die Kopfrechnungsfähigkeit als Erkennungszeichen der Abkunft dienen. Wenn einst die Judenemancipation, der Judenrationalismus und die gemischten Ehen alle Spuren des bürgerlichen, religiösen und physischen Unterschiedes zwischen Juden und andern Völkern vertilgt haben werden, dann wird man nur

noch an der Virtuosität im Kopfrechnen erkennen können, wer von dem Adelsvolk Gottes abstammt.

Als ersten Lehrmeister für das Essen, Gehen, Sprechen und Denken hatte man früher nur die Natur, deren Leistungen in reifern Jahren durch Sitte, Tanzkunst, Rhetorik, Aesthetik und systematische Logik ausgebildet und vervollkommnet wurden.

Seit der Reformation der A B C-Bänke hat Deutschland aber auch hierin einen ungeheuern Aufschwung genommen, und es ist ein ganz neuer Unterrichtsgegenstand unter dem Titel: Verstandes-, Denk- und Sprechübungen erfunden worden.

Der alte Dessauer ist gewiß nicht so stolz auf seine Erfindung der eisernen Ladestöcke gewesen, als die neuere Pädagogik auf die Erfindung dieser Verstandesübungen, deren Aufgabe es ebenfalls ist, eine Masse Ladung in den engen Raum der Erkenntniß der Kinder hineinzustoßen. Der Unterschied zwischen beiden Erfindungen ist nur der, daß durch die eisernen Ladestöcke wirklich viel Zeit gewonnen wurde, die Verstandeseinladung aber die schreck-

lichste Zeitverschwendung und ein zweckloser Eingriff in den Gang der natürlichen Geistesentwickelung ist.

Diese Stunden sollen die Kinder richtig denken und deutlich und hochdeutsch sprechen lehren. Großer Gott! Wenn richtig Denken in der Schule gelehrt werden könnte, dann ist für Kinder kein Platz mehr darin. Lernen Kinder schon richtig denken, was sollen denn die Menschen auf Universitäten und Akademien machen? — Hochdeutsch sprechen? — Ach, wenn wir nur erst hochdeutsch fühlen lernten! Und deutlich? Der Bittende und der Befehlende spricht bei uns immer deutlich.

Was schwarz, roth, blau, eckig, rund, größer oder kleiner ist; daß das Feuer brennt, das Licht leuchtet und das Wasser näßt, muß das Kind nicht von der Schule, sondern vom Leben erfahren. Es muß sich durch eigene, seinen Jahren angemessene Abstraction das aneignen, was es von allgemeinem Wissen auf seiner Stufe braucht. Der angeborene Wissenstrieb belehrt sich durch Fragen, durch an-

scheinend unbedeutende Gespräche besser und schneller, als es alles systematische Verfahren vermag.

Wenn der Lehrer mit hochtönendem Pathos die Theile der Pflanzen, des Hauses, des menschlichen Körpers durchgeht, sie vorspricht und im Chore nachsprechen läßt, so hat er in der Schule entweder etwas gelehrt, was jeder Bauernknabe ohne Unterricht eben so gut weiß, oder er hat mit den Anfängen der Botanik, der Anatomie und der Architektur gespielt, die auf diese Stufe nicht gehören; in beiden Fällen aber Zeit verschwendet.

Was soll man sagen, wenn mit Kindern von sieben bis neun Jahren folgende Begriffe durchgesprochen werden: wirklich, möglich, nothwendig, entbehrlich, veränderlich u. s. w., und man folgende Definitionen von der ganzen Klasse zusammen im Takte machen hört: „Was geschehen soll oder muß, ist nothwendig.“ „Was schon geschehen ist, oder als bestehend gedacht wird, ist wirklich.“ „Was nicht geschehen kann, ist unmöglich.“

Was wissen wir Erwachsenen denn von der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Erscheinungen und Zustände? Fichte hielt die ganze Erde für unwirklich, dem Gläubigen ist nichts unmöglich, und die gereifte Erfahrung ist noch sehr weit davon entfernt, an die Möglichkeit alles dessen, was geschehen kann, zu glauben. —

Wenn der Verstand-übende Lehrer den Kopf als einen Theil des Körpers, das Gesicht als einen Theil des Kopfes, und die Nase als einen Theil des Gesichts darstellt, so ist das Letztere noch sehr in Frage zu ziehen; denn es giebt Physiologen, die sie wegen ihres feinen Ahnungsvermögens in die Seelenlehre aufnehmen.

Die anatomischen Elementarphilosophen hätten gewiß auch den Bart als einen Theil des Gesichts und Kopfes betrachtet. Thomas Morus aber, der das doch besser verstanden haben muß, war nicht dieser Meinung, und wollte dem Scharfrichter, dem sein Kopf verfallen war, bei seiner Hinrichtung keinen Antheil an demselben gestatten.

Auf diese Weise wird der Mensch schon in frühester Jugend gewöhnt, die Welt der Erscheinungen und des Gedankens als todte Maschinenconstruction zu betrachten, und er lernt nie ein Ganzes in seinem lebendigen Zusammenhange auffassen. Darum werden auch so viele höhere Fragen falsch verstanden, und wir wandeln auf einem Kirchhofe von Vorstellungen, die wir von der Idee losgerissen und dadurch getödtet und begraben haben.

Der einzige Nutzen, den ich mir von diesen Verstandesübungen verspreche, und dessen baldige Vermittelung auch schon angebahnt wird, besteht in dem Einflusse, den das laute Zusammensprechen der Schüler auf Wiederbelebung des griechischen Chores in modernen Dramen üben wird; sowohl in Rücksicht der Ausführung, als in Hinsicht auf Bildung des Sinnes und Verständnisses für dieselbe.

Ich übergehe die Blumenpfade der ersten Schulbildung, das Zeichnen und Singen, weil sie der Kunst angehören, und nur als spärlicher Zucker auf das trockene Brot der Wissenschaften ge-

streut werden, und schließe mit dem ersten Religions-Unterricht.

Man erwarte keine ausführliche Schilderung, denn in unserer Zeit irgend welche Religionszustände genauer darstellen zu wollen, wäre ein eben so zweckloses Bemühen, als zur Zeit der Völkerwanderung eine politische Charte von Asien und Europa herauszugeben.

Doch hat sich die Schule bei ihrer Regeneration zu sehr von der Kirche emancipirt, als daß die Ultrazustände der letzten auf die erste bedeutend influiren könnten, und die Prediger gefallen sich viel zu sehr in dem Gedanken, als Staatsbeamtete die Schulen zu inspiciren, als daß sie bei dem Religionsunterricht den Mann der Kirche dem Lehrer gegenüber stellen sollten.

Daher läßt man diesem die Naturgemäßheit, die er bei allen andern Unterrichtsgegenständen zu erstreben gewohnt ist, auch bei der Religion, und da alle Kraft darauf gerichtet ist, den Verstand der Kinder zu bilden, so stört man die Ent-

wickelung seiner Gesetze nicht durch das Gegenüber-stellen positiver Glaubenslehren. Was sich nicht aus einfachen biblisch-historischen Elementen ergiebt, bleibt dem Kinde noch verhüllt.

Eine Unmasse getrockneter Blumenlesen aus dem Alten und Neuen Testament, die wichtigsten biblischen Geschichten für Kinder im Auszuge behandelnd, erleichtert die Wahl eines Lehrbuches. Diese Bücher begnügen sich meist damit, die biblischen Geschichten einfach zu erzählen, einige geographische, historische, archäologische rc. Andeutungen zu machen, und auf die, in den jedesmaligen Abschnitten enthaltenen Lehren hinzuweisen.

Doch giebt es schon seit längerer Zeit derartige Bücher, die nicht zufrieden damit sind, die Lehre von Gott und den Pflichten gegen ihn und den Nächsten, als das Resultat ihrer Erzählungen hinzustellen, sondern auf allen Seiten Glauben, Sünde und Versöhnung predigen. Die unerforschlichen Mysterien der symbolischen Bücher, unter deren Druck die Menschheit jetzt bewußtvoller, als früher

ächzt, sollen schon durch die Kanäle des alten Testaments in die Kinderseelen geleitet werden. Es wird bei Sodom und Gomorrha vom wahren Glauben, bei Isaaks Heirath von der Sünde, beim goldenen Kalbe von der Versöhnung gesprochen, und das tausendfüßige Gedankenungeheuer — der abstracte allgemeine Glaube — soll schon in den Kinderherzen alle Vorstellungen des religiösen Bewußtseins umspannen.

O laßt doch die Kinder erst stark im Denken werden, ehe ihr sie glauben lehrt. Sagt doch die heilige Schrift selbst, daß der Glaube nicht Jedermanns Ding ist, und daß man zur ersten Nahrung des religiösen Lebens Milch und nicht starke Speise wählen solle.

Der Lehrer streut nun bei dem gewöhnlichen Verfahren den guten Samen der betreffenden biblischen Historie durch wiederholte Erzählung derselben aus, pflügt sie dann durch Abfragen der einzelnen Facta in den Boden des Gedächtnisses ein, begießt sie mit allerlei erklärenden Bemerkungen, und zieht

dann aus dem also zubereiteten Erdreich die schönen Pflanzen der Lehre und Ermahnung. Indem diese nun auf seine Fragen lebendig hervorsprießen, schießen aber auch dazwischen allerlei Unkrautpflänzchen in vielfach kindischen Fragen auf, über deren Ausrottung er sauren Schweiß vergießt, der ihm um so drückender wird, je mehr er ihn Anstands halber verbergen muß.

Wundergeschichten glauben die Kinder gern und ohne Anstoß. Die Poesie einer übernatürlichen Erscheinung ist ihrem innern Leben zu nahe verwandt, und die Naturgesetze sind ihnen noch zu wenig durch Erfahrung bewußt geworden, als daß sie die Glaubwürdigkeit jener Erzählungen in Frage stellen sollten.

Aber es bleibt noch vieles Andere übrig, womit sie den Lehrer in Verlegenheit setzen, und was soll er ihnen antworten auf Fragen wie folgende: „Weshalb Potiphars Frau den Joseph verläumdet habe?" (So wird nämlich der anstößige Punkt umgangen; oder man legt auch wohl die schöne Aegyptierin

ganz bei Seite, und spricht nur von einem dem Joseph fälschlich vorgeworfenen Verbrechen). „Wer denn die Leiter, die Jakob im Traume gesehen, gehalten habe?“ „Warum es Abraham und Sarah nicht glauben wollten, daß sie noch einen Sohn bekommen würden?“ „Was die Aegyptier denn Böses gethan hätten, daß Gott alle ihre ältesten Kinder getödtet hätte?“ u. s. w.

Verwegene Lehrer rufen dergleichen Fragen selbst hervor, indem sie die Kinder auffordern, über das, was ihnen noch undeutlich ist, zu fragen. Sie gerathen aber in ihre eigene Netze; denn die kindliche Neugier und Wissenschaft haut Schlag auf Schlag alle exegetischen Paraden durch, und es bleibt ihnen oft kein anderer Ausweg übrig, als sich zu helfen wie ein gewisser Candidat. Dieser — ein großer Liebhaber der Landwirthschaft, suchte beim Examen so viele Fragen als möglich auf agronomischen Boden zu spielen, und als ihn der Examinator fragte: Wie die vielen Menschen und Thiere in der Arche wohl während der Sündfluth erhalten worden wären?

antwortete er wohlgemuth: „Erstens durch ein Wunder und zweitens durch die Stallfütterung. Die Stallfütterung ist nämlich die Kunst ꝛc., und nun trieb er den Gegenstand in ein Bereich, in dem ihm der Examinator Alles glauben mußte.

Die schlimmsten Verlegenheiten, in die der Lehrer kommen kann, entstehen aber dann, wenn das Kind eine Aeußerung der Aeltern den Ergebnissen der Religionsstunde öffentlich entgegenhält. Z. B. der Lehrer hat erzählt, wie Gott mit Mose aus dem feurigen Busche gesprochen habe, und der Knabe kommt am nächsten Morgen nach der Schule und sagt, wenn ihn der Lehrer über das Erzählte frägt: Meine Mutter hat gesagt, das wäre gar nicht wahr, denn Gott könne nicht so wie ein Mensch sprechen.

Indessen welche Mißlichkeiten auch auf dieser Stufe vorkommen können, sie sind gegen spätere immer nur unbedeutend. Immerdar bewährt sich die heilige Schrift als göttliches Buch, und die frische natürliche Empfänglichkeit der Kinder für ächt religiöse Anschauungen. So lange diese beiden

Elemente mit einander in Verbindung bleiben, darf man nie fürchten, daß das Ueberchristenthum in einem Volke Platz greifen werde. Es sind die Sünden und Berechnungen des Jünglings- und Mannes-Alters, welche die Stützpunkte des evangelisch-jesuitischen Pietismus bilden. Kinder — selbst aus dem Wupperthale — werden immer rationale Supranaturalisten bleiben.

Leben und Tod.

Das Leben ist der Stolz der Schöpfung, der Tod die Grenze desselben. Die Titanen, den Himmel stürmend, hätten die Götter gestürzt, der Mensch hätte die Erde verschlungen, wenn der Tod sich nicht dem Leben entgegenstellen und rufen könnte: Meine Macht ist Deine Grenze!

Wie einst aus dem Chaos das Licht aufstieg, und durch das Licht die Schöpfung weiter fortschritt, so geht bei der Betrachtung der scheinbaren Endpunkte des Daseins, bei der Anschauung von Tod und Leben, Wissenschaft und Glaube, Furcht und Hoffnung, Erfahrung und Ahnung durcheinander, ein zweites geistiges Chaos bildend, in dessen Schoße das Licht der neuen Erkenntniß und neuer höherer Schöpfung für uns verborgen ruht. Aber

das Licht läßt sich auch vom Dunkel des Chaos nicht ganz verbergen, und es ist ein Strahl zu uns gedrungen in jenem Worte, das da heißt: „Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben.“

Die Sünde, das ist die Selbstsucht. — Diese will allein für sich leben, und würde Millionen Welten vernichten, wenn ihr nur eine einzige für ihre Existenz übrig bliebe. Sie würde das All verschlingen; darum muß sie sterben, um entweder durch den Tod vernichtet zu werden, oder nicht mehr Selbstsucht zu bleiben. Die Gabe Gottes ist die Liebe, die dem Einzelnen vollkommene Hingebung an das Ganze lehrt. Wer sich dem schaffenden und erhaltenden Repräsentanten des Alls — dem einzigen absoluten König — in jener Liebe weiht und in ihm lebt, der wird auch mit ihm, in ihm und durch ihn ewig leben. Wer aber sein Leben erhalten will, für sich allein, ohne Liebe — also auf Kosten des Ganzen — der wird es für ewig verlieren.

Das Leben bildet die Oberfläche der Zeit. Wie wir mit unsern Blicken nur die äußern Umrisse der Gegenstände erkennen, so können wir auch nur die Linie des Daseins, die durch das sichtbare Entstehen und Vergehen gebildet wird, begreifen. Die Zeit von dem Anfang und nach dem Ende, der innere Kern der Ewigkeit, ist über menschliche Erkenntniß erhaben. Sobald wir uns in ihn versenken wollen, wird das Innere wieder ein Aeußeres, die Ewigkeit wieder zur Zeit, die Zeit zum Leben, und wir gleichen dem Manne, der ohne Spiegel seine Augen mit seinen Augen erblicken will. — Der Spiegel fehlt uns. —

Der Tod rollt wie ein schwerer schwarzer Vorhang herab, und je mehr sich der Mensch seinen Falten nähert, desto mehr umdunkelt sich sein Auge. Aber, laßt uns getrost sein! Der Trieb, der uns jetzt inwohnt, wenigstens des Vorhangs äußere Seite zu erkennen und zu ergründen, wird uns auch einst seine innere, auch den Raum hinter ihm zeigen. Vergessen wir es nicht: der

Vorhang rollt von oben herab, nicht von unten herauf — der Tod kommt vom Himmel, nicht aus der Erde; er ist also eine überirdische Macht, die der Erdengesetze spotten kann, da diese nur für die Zeit, aber nicht für die Ewigkeit gegeben worden sind.

Auf der untersten Stufe der Schöpfung giebt es keinen Tod. Der Stein kann nicht sterben, weil er nicht lebt. Die Pflanze lebt ein Schlummerleben; wir könnten ihr selbst eine gewisse Seele zugestehen, aber sie stirbt nicht, weil sie sich nicht selbst bewußt wird. Doch erscheint sie schon als selbstständiges Naturprodukt und darum sprechen wir mit Recht von ihrem Vergehen, während wir vom Stein, vom Felsen wohl sagen, daß sie zerstört, verwittert, aber nicht, daß sie vergangen sind. Das Thier lebt, aber sein Bewußtsein vom Leben ist ein dumpfes unvollständig entwickeltes, und darum sträubt sich die Sprache, von seinem Sterben zu sprechen. Sie will das Sterben nur als eine Katastrophe in dem zum vollen Bewußtsein gekommenen Leben denken.

Wie die Poesie sich bei den Völkern früher ausbildet, als die Prosa, wie der Wortausdruck oft ahnungsvoll dem Gedanken vorgreift und ihn erschafft, so eilt auch die Sprache, oft unbewußt, der deutlichen Erkenntniß voraus. Indem sie hier unwillkührlich einen Unterschied zwischen Tod und Sterben macht, will sie mit dem ersten den abgeschlossenen Zustand gänzlicher Vernichtung bezeichnen, und den niedern Stufen, oder dem Allgemeinbegriff der Natur zuerkennen; den Ausdruck Sterben bewahrt sie dem Menschen, um ihm zu sagen, daß sein Sterben kein Tod ist.

Wer einmal zu sich selbst hat „Ich" sagen lernen, dessen Ich kann von keinem Nicht-Ich verschlungen werden. Es giebt für den Menschen, als Product der Natur ein trennendes Sterben, aber für das persönliche Denkvermögen, für das subjective Leben des Geistes keinen Tod.

Im Traume ist der Gedanke bedingt, gefesselt; das persönliche Ich tritt nie ganz selbstbewußt der Welt der Erscheinungen gegenüber, und doch liefert

auch dieser Zustand neue Beweise für die persönliche Fortdauer des Geistes.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß, wenn wir im Traum einen Fall von beträchtlicher Höhe herab thun, oder durch ein anderes Ereigniß berührt werden, das im Wachen unser Leben geendet hätte, wir augenblicklich erwachen. Wir können also den Gedanken an unsere Nicht-Existenz auch nicht einmal im halb bewußten Geistesleben des Traumes ertragen.

Wüßten wir genau, was das Leben ist, woher die geheimnißvolle Quelle des Daseins fließt, dann würde uns auch der Tod kein Räthsel sein. Wäre der Tod kein Räthsel, er würde uns nicht schrecken; denn die Furcht ist drückender, als das gefürchtete Ereigniß, die Erwartung sorgenreicher, als die Gegenwart, und die Ungewißheit ist der halbe Tod.

All unsere Wissenschaft wurzelt aber in der Anschauung, und ihr Boden ist die Sinnenwelt.

Bleiben wir auf diesem stehen, so ist der Tod allerdings die furchtbarste Erscheinung. Nenne

man ihn keinen Kampf mit dem Leben, denn der Begriff des Kampfes, sei er noch so ungleich, schließt noch die Möglichkeit des Sieges ein.

Kämpft die Welle gegen den Felsen, der Hund mit dem Tiger, die menschliche Kraft mit einem empörten Elemente; wie wenig Hoffnung auch zum Siege sei — ein Zufall, ein Gedanke, ein Naturereigniß, das die Kraft des mächtigen Gegners durchkreuzt und ablenkt, kann die Schwäche vom Untergang retten. — Nicht so, wenn wir dem Tode gegenüberstehen. Sein Angriff ist so heftig, als habe er nur eine Sekunde zum Siege, und wieder so andauernd, als müsse die Länge der Zeit die fehlende Stärke ersetzen. Es erbebt uns das innerste Herz, wenn wir das scheidende Auge brechen sehen, das qualvolle Stöhnen der letzten Seufzer hören, wenn wir das convulsivische Zucken der letzten Muskelanstrengungen fühlen. — Da werden wir inne, daß der Tod kein Kampf, sondern ein Gericht sei, das der Geist über die Natur hält. Es ist möglich, daß sich alle diese Erscheinungen in den

Raum einer Minute zusammendrängen, und für unsere Wahrnehmung verschwinden. Sie sind darum eben nur für diese, nicht für die Wirklichkeit verschwunden. Derselbe Fall tritt bei jenem langsamen Aufhören aller Lebensfunctionen ein, bei dem wir den Tod ein Einschlafen nennen. Vielleicht ist es nur die große Schwäche des Körpers, die ihn verhindert, das gewaltsame Ringen der Psyche durch äußere Functionen zu bethätigen.

Große Physiologen sagen zwar: das begäbe sich Alles nur auf der Oberfläche des Körpers, und das fühlende, dem Geiste reflectirende Princip wisse nichts mehr davon; aber Philosophen und Aerzten ist nur im Leben, oder jenseits des Todes zu trauen, auf der Gränze, wo Leben und Tod sich berühren, fischen Beide im Trüben.

Doch, was ist der Todesschmerz, wenn wir ihn von der Todesfurcht und Gewissensangst abgelöst haben? Ein Moment der Zeit, in deren Flüchtigkeit seine Linderung liegt. Er ist

noch Keinem so schwer geworden, daß er ihn nicht hätte aushalten können.

Gewiß, wie jeder Mensch seine eigene Physiognomie hat, wodurch er sich vom Andern unterscheidet; wie nicht zwei Personen ganz gleiche Vorstellungsweisen und Gedanken über dieselben Gegenstände haben, so wird auch der Endpunkt und Ausgang ihres Lebens nicht auf sie ganz denselben Eindruck machen, und der Lebensschluß eines Jeden wird seiner Natur- und Geistesstärke angemessen sein.

Wenn aber Manchem das Ende des Lebens zu schwer scheint, so mag er daran denken, wie Vielen das ganze Leben nur ein fortgesetzter Tod ist. Mangel und Elend halten Geist und Gemüth zwischen dem Trieb nach menschlichem Dasein, und dem Wunsche, nicht mehr das thierische Leben um jeden Preis erkämpfen zu dürfen, in Jahre langem Sterben gefesselt. Aber auch auf höhern Stufen— wie viel Tod und wie vieles Sterben findet sich unter der Maske des Lebens?

Ist nicht das Leben vieler wahrhaft Unglückli=
chen eine Nacht, deren Morgen nur mit dem Tode
aufgeht, ein Accord, dem die Terz, die verminderte
der Klage fehlt? Wir fürchten den Scheintod und
das Lebendigbegrabenwerden, doch sollten wir das
Scheinleben und das Herumwandeln mit todter
Seele noch viel mehr fürchten. Es ist nicht jeder
lebendig, der es zu sein glaubt, und wo Geist und
Herz nach Moder und Verwesung riechen, da lasse
sich Niemand durch den Schein der automatischen
Bewegung täuschen.

Ihr dunklen Gespenster vergangener Jahrhun=
derte, die ihr jetzt durch Kirche und Staat schleicht!
Wie würde ich um eure Erlösung beten, wenn ihr
wirklich lebtet, und euch nach euren Gräbern sehn=
tet. Aber ihr seid keine reellen Gespenster, die ihr
Unglück fühlen. Ihr seid Automate, die eine fremde
Hand aufzieht, und wieder ablaufen lassen wird,
wenn ihr die nöthigen Bewegungen gemacht ha=
ben werdet. —

Doch für die Kinder der Leiden laßt uns flehen, die Jahre und Jahresreihen mit den drückendsten Ketten an das Dasein geschmiedet sind, die zu lösen die stärkste Hoffnung zu schwach ist, und zu deren Zerbrechung der Tod allein Kraft genug hat.

Es giebt Gefühle, Erinnerungen, Zustände, in denen der Mensch sein Bewußtsein aus sich selbst verjagen möchte, weil es wie der Geier des Prometheus täglich jeden neu wachsenden Keim von Ruhe und Zufriedenheit weghackt. Für diese und für Alle, bei denen der Schmerz Grundton des Lebens ward, ist das Leben Tod und der Tod Leben. Nur im Schlafe geht ihnen eine Ahnung dessen auf, was wir lachende Kinder des Glücks, Leben nennen, und von ihnen ist der Schlaf ein Bruder des Todes genannt worden.

Aber sie haben nur zum Theil Recht, denn der Tod ist ein souverainer Fürst, und hat keine Brüder, sondern nur Unterthanen. Lieber wollen wir den Schlaf den Knecht des Todes nennen, den der

Herr alle Tage aussendet, um von der Natur die Zinsen so lange einzutreiben, bis sie ihm das ganze Tributcapital gezahlt hat.

Der Tod ist mächtig und gewaltig, und wenn die heilige Schrift sagt: „er sei der Sünde Sold,“ so wollen wir, den Satz auch in anderer Beziehung gelten lassend, sie beim Wort halten, und glauben, daß mit ihm die Sünde bezahlt, die Schuld gebüßt und das ewige Leben gewonnen ist.

Nur das Glück lebt und giebt Leben, das Unglück tritt mit Todeshauch dem Menschen entgegen, und sein Athem zerstört jeden Theil des Lebens, den es trifft.

So sterben Hoffnungen, und wir müssen sie nicht nur beweinen, sondern auch die kalten Leichen in unserer Brust begraben und ihnen Leichensteine setzen. Zuweilen erwachsen aus ihrer Asche neue, doch sie gleichen dann nachgewachsenen Krebsscheeren, sind unendlich klein, zart, und können bei der geringsten harten Berührung wieder abfallen.

Es stirbt die Jugend — die Zauberkraft alles Daseins, und wir vermögen im Mannesalter nicht einmal unter dem Schatten der Cypressen auszuruhen, die wir um ihr Grab pflanzten; denn die bedeutungsvollen grünen Blätter der Erinnerung verwelken und sterben. Es stirbt der Muth und die Entschlossenheit im Mißtrauen und der Bedenklichkeit; es stirbt die Lust in der Unempfindlichkeit des Alters — es stirbt aber auch der Schmerz. Es stirbt Alles und darum Nichts, weil jeder Endpunkt im Leben des Geistes zugleich ein neuer Anfangspunkt ist.

Muß man nicht annehmen, daß in den Kinderjahren der Menschheit dem Menschen höhere Geister als Lehrer und Führer beigegeben waren? von denen auch die Sagen vieler Völker andeutend berichten. Wie könnten die ersten Menschen den ersten Todesfall gesehen und ertragen haben, ohne von Furcht und Schreck mit getödtet worden zu sein, wenn nicht höhere Wesen ihnen einen Trost gegeben hätten, den sie nirgends anders hätten fin-

den können. Wir sehen ja aus der Art, wie sie mit ihren Todten umgingen, welchen unendlichen Eindruck der Gedanke an den Verlust geliebter Personen auf sie machte. Der Ekel der Verwesung trieb sie von den Leichen, die Liebe zog sie zu den erblaßten Körpern zurück; sie konnten die Schrecken der Naturauflösung nicht überwinden, und doch war Trennung dem Herzen unmöglich.

Auf der ersten Stufe der Cultur konnte der Geist noch nicht als freies selbstständiges Wesen begriffen werden, und wie den Kindern galt den Völkern nur die Form, die Sichtbarkeit, als gänzlicher Inbegriff des Menschen. Darum mußte sie im Tode erhalten werden.

Und die Bne-Elohim — die Kinder Gottes, wie sie die Bibel nennt, lehrten die trauernden Menschen unter der Hülle des Todes die Form des Lebens andeutend zu bewahren.

Der Körper wurde durch künstliche Mittel vor Fäulniß geschützt, und entweder in einem Felsengewölbe, in einer gemauerten Grabeshöhle, oder in

unmittelbarer Nähe aufgestellt, um, so oft man wollte, durch den Anblick theurer Hingeschiedener das Leben mit ihnen zu erneuern.

In den Jünglingsjahren des Alterthums trat ein Volk auf, das den Inbegriff der Gottheit in der Sonne zu schauen glaubte, und vor dem Feuer — dem Ausflusse derselben — anbetend niedersank, die alten Parsen. Sie glaubten die Todten nicht besser aufgehoben, als wenn sie der Quelle alles Lebens, dem Feuer wieder zurückgegeben würden, und verbrannten sie. — Ihre Sitte lernten Griechen und Römer kennen, und ahmten sie nach. Sie hatten nicht dieselbe symbolische Beziehung dabei; aber sie erkannten in ihrer praktischen Natürlichkeit, daß dieß der schönste Weg sei, die irdischen geliebten Körper dem Grauen der Verwesung zu entziehen, und in der Asche eine theure unmittelbare Erinnerung an das körperliche Selbst zu haben.

O die Glücklichen! Mußten wir diese Anschauungsweise der körperlichen Bestattung darum

verlieren, um von den Furiengedanken an das Erwachen im Grabe bei möglichem Scheintode gequält zu werden? Mußten wir die Aschenkrüge verlieren, um den Gedanken an die Würmer zu gewinnen?

Das Christenthum, welches den lebendigen Leib aufs äußerste erniedrigte und verachtete, welches ihn für schlechthin sündlich und verdorben erklärte, und darum zu ewiger Knechtschaft unter den Geist verdammte, brachte wunderbarer Weise den todten Körper wieder zu unglaublichen Ehren. Er durfte nicht vom Feuer zerstört, aber auch nicht an der Luft aufbewahrt werden, sondern mußte der Paulinischen Lehre zufolge als Auferstehungskeim in die Erde deponirt werden, um dort zu vermodern. Der Staub des Einzelnen soll nun am großen Auferstehungstage den Keim zu einem neuen ätherischen, wenigstens feiner organisirten, Leibe enthalten.

Hierbei finden sich freilich mehrere unauflösliche Fragen, die weder von der Vernunft beantwortet,

noch vom Glauben, der doch sonst viel vermag, bewältigt werden können.

Warum sollen die Menschen alle mit einem neuen verklärten Leibe auferstehen? Bei dem unbußfertigen Sünder, der in den Höllenflammen brennt, werden ja dann die ganz unschuldigen Stoffe des neuen Körpers gestraft; während der eigentliche Sünder in seinen übrigen Staubatomen ruhig weiter schläft.

Warum soll die Auferstehung aller Menschen, die seit der Schöpfung gelebt haben, verschoben sein, bis ans Ende der Erde, da der Tod doch seit Jahrtausenden täglich so viele Rechnungen mit dem einzelnen Leben abschließt, und wie vereinigt sich der Glaube an ein unmittelbares Gericht nach dem Tode mit dem großen allgemeinen Auferstehungs- und Gerichtstage? Beides wird von der Bibel und der Kirche gelehrt. —

Die Lehre von der Auferstehung also hat unsere Kirchhöfe gestiftet, und den alten Brauch von der Verbrennung der todten Körper als heidnisch

und gottlos unterdrückt, weshalb später auch nur die Ketzer, die noch unter den Heiden standen, verbrannt wurden.

Wir, als Christen, fahren und tragen daher unsere Todten in langen Verwesungskasten hinunter zu dem Schooß unserer alten Mutter-Erde.

Der Schacht der Gräber ist nicht tief, doch macht die Einfahrt nicht nur dem eigentlichen Steiger, sondern auch der ganzen Knappschaft Sorge und Mühe, und der Schmerz des Scheidens kann sich nur selten in milder Wehmuth ausbreiten.

Die kirchliche und bürgerliche Polizei, das landesübliche Ceremonialgesetz, laden uns viele Mühen und Geschäfte auf, die wir mit zerrissenem Herzen besorgen müssen, und wir verlieren nicht nur den geliebten Todten, sondern auch die Ruhe, die zu einer stillen Thränenfeier erforderlich ist.

Ungleich vielen nordamerikanischen Indianern, die, wenn sie den Tod herannahen fühlen, von den Ihrigen Abschied nehmen, und im Dunkel des Waldes allein sterben, weil sie für die geahnte Heiligkeit

des Sterbeacts und des körperlichen Todes keinen feierlicheren Empfang, als die Einsamkeit wissen — hat der gebildete Europäer desto mehr Gesellschaft, je weniger er sie braucht, und auf seinem letzten Gange zuweilen mehr Begleiter, als im Leben. — Den Grund hiervon richtig bezeichnend sagt die Sprache: es wird ihm die letzte Ehre erwiesen.

Aber wäre es nicht schöner, wenn nur die letzte Liebe den Geliebten zum Grabe begleitete? Gewohnheit und Sitte tyrannisiren aber nicht nur das Leben, sondern auch den Tod. Sie fragen nur nach dem Recht des Herkommens, nicht nach dem Recht des Herzens und der Vernunft, und so heften sie an den glänzenden Sarg, wo es möglich ist, lange Wagenreihen als Kometenschweife, damit er leuchtend durch den Gassenhimmel der Stadt ziehe. — Ach! — Eine stille Freundschaftsthräne, weint sich weit schöner außer dem Zuge, und wer folgt dem Armen? — Niemand, als der Engel des Friedens und die Werke, die er entweder gethan, oder erlitten hat.

Hat man den Tod zuerst mit dem Leben bezahlt, so wird von der Kirche der Preis für das Grab gefordert, und wenn man Beides zusammenrechnet, so wird man finden, wie unglaublich kostspielig das Sterben, und wie das Leben eine werthlose Sache dagegen ist.

Dafür werden denn die Trauernden von der Kirche getröstet. Hierbei wäre nur zu wünschen, daß sich ihre Diener einzig und allein der einfachen Gebete und Agendenformulare bedienten, die von der Kirche zu diesem Zweck vorgeschrieben sind, und sich aller Trauerreden und Predigten enthielten, die hier aus hundert Gründen nicht am Ort sind. Wie oft werden die Leidtragenden durch solche Reden noch schmerzlicher verwundet, und zum verzweiflungsartigen Ausbruch des Schmerzensschreies getrieben!

Um den Trostesreichthum der Kirche, dessen Vertreter er ist, ins hellste Licht zu setzen, macht der Prediger das Herz der Trauernden erst recht arm, stellt die Größe des Verlustes mit den brennendsten

Farben dar, reißt die Wunde recht auseinander, damit sein Wort, wodurch er die Armuth wieder zu bereichern, für den Verlust zu entschädigen, die Wunde zu heilen vermeint, nur desto mehr leuchte.

Ich will der Fälle gar nicht gedenken, wo entweder der Geistliche aus persönlichen Rücksichten, oder übel verstandenem Amtseifer am Grabe über die Thaten und das Leben des Todten einen Prozeß einleitet, und über denjenigen vorbereitend richtet, der nach seinen eigenen Worten bereits vor einem höheren Richter steht. — Oder wo er von dem Hingeschiedenen so viel Vortreffliches erzählt, daß Gott der Herr ganz irre werden muß, wenn er vorschriftsmäßig hernach noch gebeten wird, ihm seine Sünden zu vergeben, und ihm ein milder Richter zu sein.

Die Trauer-Feierlichkeit schließt, die Lebendigen kehren zurück und der Todte bleibt allein.

Wie heilig ist diese Stätte, wo die Todten wohnen, selbst wenn wir die Auferstehung des Flei-

sches auf sich beruhen lassen. Jedes Grab ist ja ein Zeugniß, daß ein Geist frei geworden ist, und der Tod des Körpers der beste Beweis für das Leben der Seele.

Heilig sollen darum auch die Kirchhöfe sein, und wie die Menschen sie anschauen, das ist der Maaßstab ihrer höheren Bildung.

Dort findet sich auf tausend Denkmalen und Leichensteinen der religiöse Gehalt des Volkes abgespiegelt — eine steinerne Glaubensgeschichte.

Marmor und Erz, so wie das einfach hölzerne Kreuz und der anspruchslose Strauß, der auf das Grab des Armen gepflanzt ist, bezeugen die Liebe, die Herzen mit Herzen verbindet, wenn die Einen auch der Erde entschwunden sind, tausend Sprüche des Glaubens spotten des Staubes, wenn er den Geist mit seiner Verwesung umschlingen wollte, und aus tausend Symbolen und Zeichen leuchtet die Hoffnung, daß der Himmel eben sowohl alle Geister aufnimmt, als die Erde alle Körper.

Ernst und sinnend schreiten wir zwischen Bäumen und Blumen an den Leichensteinen vorüber, und fragen uns: ob unser Geist wohl auch schon so stark sei, seine Freiheit durch den Tod des Körpers besiegelt zu wissen? Da fliegt lustig zwitschernd ein Vogel durchs Gebüsch, ein Schmetterling über die Blumen, und ihm eilt ein lachender Knabe nach. — Das Leben spielt über dem Tode, und unter die wehmüthigsten Betrachtungen über Trennung und Schmerz, stiehlt sich erst des Lebens heitere Macht und dann sein neckender Humor hinein.

Wir lesen neben den gefühlvollsten Versen auf einem Leichenstein die Worte: „Hier ruht in Gott der ehrsame Bürger und Handschuhmacher N. N. u. s. w. Er zeugete elf Söhne und siebenunddreißig Enkel." — Nicht weit davon erblicken wir drei Leichensteine neben einander, auf denen ein Mann höchst kläglich über den Tod seiner drei Frauen weint, und jedesmal in seinen Schmerz gelobt, der Hingeschiedenen bald nachzufolgen.

Nicht zu gedenken der Mißverständnisse und komischen Wirkungen, die aus der Unwissenheit Delfirnissender Maler entsteht. So standen auf einer schmalen hölzernen Gedenktafel auf einer Seite die Worte: „Er trank sehr oft den Bittern", und auf der andern „Kelch des Lebens."

Aber indem wir so den Ernst des Lebens, und das Lächeln des Ernstes auf dem Kirchhofe durchwandert haben, sind wir unvermerkt wieder an die Pforte desselben gekommen. Die Gedanken an Tod und Ewigkeit weichen zurück, und Leben und Zeit treten wieder in ihre Rechte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Eduard Hänel in Berlin,
Potsdamer Straße Nr. 118.

ettler

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alt, Karl

Humoristische Studien

Berlin 1844

P.o.germ. 28 t

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104585-8